Schleswig-Holstein.

Romantische Skizzen und Sagen

von

Heinrich Smidt.

Dritter Band.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1847.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

	Seite
Von der schwarzen Margarethe.	
1. Am Danewerk	1
2. Im schleswiger Schloß	20
3. Der Stöerdamm	43
4. Steuerlos	94
Eiche unter Weiden	120
Düerhues (Theuer=Haus)	130
Das Licht vom Hallig	152
Der grünende Stab	161
Knud Laward.	
1. Am Isefiord	174
2. Zwei Könige	189
3. Seelandsrose	210
4. Der Schwur	235
5. Der Mord	257

Von der schwarzen Margarethe.

1. Am Danewerk.

Das war zur Nachtzeit am nördlichen Ufer der Eider und bei dem Beginn der Ebbe.

Der Sturm peitschte die der Westsee zueilenden Wellen mit wilder Hast vorüber, und nur auf Augenblicke warf der Mond durch das rasch dahinziehende Gewölk einen ungewissen Schimmer.

Dunkel und unheimlich gränzten die Wälle und室Wartthürme des Danewerk's gegen den Nachthimmel ab, hinter welchem von der innern Seite die Dänen hausten, und von Außen her die Holsten, Schleswiger und Ditmarscher die lauernden Blicke nach den festen Bollwerken richteten, jeden Augenblick erspähend, wann es ihnen vergönnt sei, einander zu überlisten.

Hart am Ufer des Stromes lag eine Herberge.

Es war ein aus Balken und Luftsteinen roh aufgezimmertes Haus, worin ein alter Mann wohnte, der schon drei Herrscher neben sich hatte sinken sehen. Er war schlau genug, sich stets der herrschenden

Parthei zuzugesellen und ihr nach Kräften zu dienen in guter oder böser Sache, und würde es sicher zu etwas gebracht haben, wenn Becher und Würfel ihm nicht immer wieder von Allem geholfen hätten.

Die Thür der Herberge war bereits eingeklinkt, und die Fensterlade mit zwiefachem hölzernem Riegel von Innen sorglich zugesperrt, aber der Bewohner derselben noch nicht zur Ruhe gegangen. Er saß vor dem schweren Eichentisch, das Gesicht auf beide Hände gestützt und sah einem jungen Manne gerade in die Augen, der am Abend ihm zugewandert war.

Der Alte hieß Sörens Peer, und hatte sicher abwechselnd bei den Dänen und Holsteinern als Reitersmann und Zwischenträger gedient.

Der Junge hieß Larwig, war des Herbergswirthes Verwandter und kam daher, um sich bei dem klugen Partheigänger Raths zu erholen, wie er es anzufangen hätte, wenn er es in der Welt zu etwas Rechtem bringen wollte.

„Laß Dir sagen, Schwestersohn Larwig. Ich habe den Teufel von Handel, Gewerbe oder Werkstatt, und halte es mit dem Kriegsstand. So lange die großen Herren nicht in Frieden miteinander leben können, und das werden sie nimmer lernen, so lange gibt es

Krieg, und ein tüchtiger Reitersmann hat gute Zeit. Hab's im Leben zu etwas gebracht, und würde noch mehr haben, wenn ich nicht ein lockerer Bursche gewesen wäre, der das Bechern und Würfeln nicht lassen konnte. Nu! Nu! Brauchst nicht gleich das Maul zu verziehen! Ein Reiter ist kein Bußheiliger. Da, trinke einmal die Kanne leer und sage mir Deine Meinung."

„Dank, Mutterbruder Sörens Peer, Ihr habt einen feinen Meth."

„Muß auf einen guten Trunk halten, Schwestersohn. Es kommen mitunter ganz ansehnliche Leute ins Haus, die sich aufs Methbrauen verstehen. Thäte bald Noth, ich legte mir ein Faß Wein zu Was willst Du denn nun so eigentlich?"

„Ich möchte etwas Großes, etwas Tüchtiges werden in der Welt, und weil Unsereiner dazu nur gelangen kann, wenn er sich vor allen Anderen hervorthut, so wollte ich Kriegsmann werden. Es ist bisher nichts daraus geworden, weil die Mutter mich festhielt und mich beschwor, ich möchte zu einer stillen Hanthierung greifen."

„Schwester Anna ist dumm gewesen ihr Lebelang, sonst würde sie wohl ihr Scherflein beiseite gebracht

haben. Der Himmel hatte ihr Gaben genug verliehen, aber sie verstand sie nicht zu brauchen, sondern warf sich an einen schlechten Schiffer weg."

„Ihr meint meinen Vater, Sörens Peer. Seht Euch vor, ich warne Euch!"

„Ja doch! Du bist ein stämmiger Bursche und ich ein alter Kerl. Larwig Nils Larwig war ein ehrlicher Junge, aber er verstand nicht zu leben, darum landete er mit seinem Boote auch nie an der rechten Stelle, und hat euch keinen kupfernen Pfennig hinterlassen. Lasse ihn ruhen in der Gottseligkeit; es ist jetzt von Dir die Rede. Was ward aus dem Streit mit der Mutter?"

„Als ich nicht ablassen wollte und wegzulaufen drohte, wenn sie mich nicht gutwillig ziehen ließe, hieß sie mich zu Euch gehen und um Rath fragen. Ihr wäret ein vernünftiger alter Mann, meinte sie, der mich zu Ruhe und Frieden ermahnen würde."

„Ich sagt's ja, meine Schwester Anna ist dumm. Kennt mich von Kindesbeinen an, und kann so etwas glauben. Nun will ich ihr aber auch einen Possen spielen und einen Reiter aus Dir machen, der Haare auf den Zähnen hat."

„So werde ich denn ein Reitersmann der Königin Margarethe."

Der alte Sörens Peer lächelte pfiffig:

„So schnell entscheidet sich das nicht. Ein kluger Mann denkt beim Beginn ans Ende. Die schwarze Grete, — so nennen wir hier die Königin, — und der Herzog von Holstein liegen sich in den Haaren; dieser Tage steht uns etwas bevor. So oder so, steigen oder fallen! Verstehst Du mich? Bis dahin warte."

„Wo denkt Ihr hin, Mutterbruder? Ich sollte zu den Holsten gehen, wenn die Königin ins Unglück käme? Ich? Ein ächtes Dänenkind? Soll mich der Teufel bei lebendigem Leibe in die Eider tauchen, ehe ich das thue!"

Sörens Peer rümpfte verächtlich die Nase:

„Ja so! Du bist Larwig Nils Larwig's Sohn, Wenn Dein Vater einmal Backbord über steuern wollte, so that er es, wenn auch am Steuerbord aller Welt Schätze zu finden gewesen wären. Thu' nach Deinem Kopfe und falle mir nicht länger zur Last. Schier' Dich aufs Stroh!"

„Nun, nun, Alterchen! Es ist ja nicht böse von mir gemeint. Morgen besprechen wir es schon weiter. Aber sagt mir doch, was war's, als ich heute hier ankam, für ein Leben und Treiben von Menschen auf den Wällen und Thürmen? Wißt Ihr's?"

„Die Königin baut am Danewerk. Es ist ihr noch nicht fest genug.“

„Hat die Frau einen ungenügsamen Sinn. Es ist ja schon so stark, daß Feuer und Wasser es nimmer umwerfen können. Es ist wohl sehr groß? Habt Ihr's schon einmal in seiner ganzen Länge gesehen, Mutterbruder?“

„Hab's gesehen. Es ist ein tiefer Graben und daneben ein hoher Wall, der reicht ohne Unterbrechung von der Ostsee bis zur Westsee. Und überall, wo es noth thut, sind noch dicke Mauern und feste Thürme angebracht.“

„Und was für Thürme! Sie ragen weit ins Land hinein!“

„Das Alles zusammen nennen wir das Danewerk. Und wahrhaftig, es ist ein Werk, das der Stärke der Dänen würdig ist! Königin Thyra, die streitbare Witwe Gorm des Alten, hat's gebaut. Es sollte die Sassen abhalten, daß sie nicht in unser Land kämen, und ein Schutz für uns sein, wenn wir einen Ausfall auf das Sassengebiet machten, und mit Beute beladen heimwärts kämen.“

„Hat's denn wirklich nur ein Thor?“

„Ein einziges. Durch dieß Thor führt die Straße vom Sassenlande nach Dänemark. Heggedor ist es

getauft, und wird von vielen Hundert in Stahl gekleideten Männern bewacht.“

„Und doch ist's der Königin noch nicht fest genug! Es wird wieder ein neues Mauerwerk aufgeführt.“

„Die schwarze Grete ist eine vorsichtige Frau. Sie hat die Kronen von Dänemark, Norwegen und Schweden zu einer einzigen zusammengeschmolzen und sich aufs Haupt gesetzt. Jetzt muß sie dafür sorgen, daß sie darauf sitzen bleibt.“

„Es ist eine gewaltige Frau! Aber sagt mir doch, Mutterbruder, weßhalb Ihr sie die schwarze Grete nennt?“

„So heißt sie im ganzen Volke. Sie soll schwarzes Blut haben und ein schwarzes Herz, das niemals ruhig geschlagen hat. Nun, ich weiß es nicht, und das Volk mag auch nicht viel davon wissen, aber es glaubt's. Sie trägt immer ein schwarzes Gewand, und von ihrem Haupte weht ein langer schwarzer Schleier; daher mag wohl der Name kommen.“

„Ihr mögt Recht haben, Mutterbruder Sörens Peer! Aber hört, wie sich der Sturm wieder aufgibt! Die Eider rauscht, als wollte sie das Danewerk fortspülen.“

„Da muß sie lange scharwerken. Aber es geht

der Mitternacht zu, und diese ist nicht lebendiger Menschen Freundin. Laß uns die Streu suchen!"

„Ha! Ha! Ha! Was brummt Ihr in den Bart von Mitternacht? Ihr seid wohl bange vor Gespenstern?

„Willst Dein vorwitziges Maul halten!" rief grollend der Alte. „Was weiß so ein grüner Bursche von Gespenstern, daß er ihrer spottet zu der Stunde, wo sie volle Macht über uns sterbliche Menschen haben? Schier dich nach der Streu, ungerathener Bube!"

„Nicht um Alles! Wie kann man sich bei einem solchen Sturme niederlegen? Könnte doch nicht schlafen. Laßt mich lieber einmal sehen, wie es am Himmel aussieht."

Larwig eilte der Lade zu, welche das Fenster verschloß, und schob die hölzernen Riegel zurück.

„Laß ab, Bube! Laß ab!" schrie der Alte, der aufgesprungen war, und sich mit der Hand auf die Ecke des Tisches stützte. Seine Kniee bebten, sein Gesicht war fahlbleich.

„Schließe die Lade, oder ich werfe mein Gürtelmesser nach Dir!"

„Davor soll ich mich wohl fürchten? Dann würde ich einen schönen Reitersmann abgeben. Müßte ein seltsamer Kauz sein, der nach seinem Schwestersohn

mit dem Messer wirft, wenn dieser ihn zum ersten Male besucht.“

Das Fenster flog auf. Der Sturm wüthete draußen mit aller Macht, aber das Gewölk war ganz und gar verschwunden, und der Mond warf sein volles Licht auf die Erde, so daß man weit und breit um sich schauen konnte.

„Was ist denn da nur so Gefährliches?“ rief Larwig lachend. „Kann eine Meile weit schauen und entdecke nichts Schreckbares. Kommt zu mir, Mutterbruder, und überzeugt Euch, daß es mit Euern Gespenstern nichts ist. Gespenster! Das fehlte noch!“

Der Alte hatte sich ermannt und kam an's Fenster, aber nicht, um hinauszuschauen ins Freie, sondern um die Lade wieder zu schließen.

„Was zerrt Ihr mich denn am Arm?“ rief Larwig unwillig. „Laßt mich doch einen Augenblick hier stehen! Es sieht gar eigen aus, wie der Sturmwind Alles wild durcheinander zauset, während der Mond darüber wie angenagelt steht, und gleichgiltig darauf hinsieht, als ginge es ihn nichts an. Aber haltet an! Was ist das für ein Ton?“

„Vom Fenster weg, Junge! Es ist das Horn vom Danewerk, das die Mitternachtsstunde verkündet!“

„Und da ist auch schon ein Spuk!" rief Larwig erregt, den zitternden Alten von sich abschüttelnd.

„Ein Spuk!"

Sörens Peer flog vom Fenster weg und nach der äußersten Ecke der Stube:

„Ein Spuk! — Unglückskind, schließe die Lade, befehle ich Dir noch einmal!"

„Hei! Hei!" rief Larwig. „Wie es den Erddamm entlang klingt! Es stürmt gerade auf das Haus los."

„Alle guten Geister!" rief der Alte mit bebenden Lippen, und sank in die Kniee. „Dir drehe ich morgen den Hals um!"

Den Erdwall am Danewerk fliegt ein milchweißes Roß entlang! Der Mond bescheint es hell und es sieht aus, als sei es mit Feuer übergossen!"

Der Alte stöhnte.

„Hoch auf dem Roß fliegt eine Frauengestalt, schwarz angethan, und auf ihrem Haupte blinkt es wie ein goldener Reifen!"

„Das ist der Danewerks-Spuk!"

„Hu! Wie das Pferd rennt, als ob es von einem Teufel besessen wäre! Unaufhaltsam geht es vorwärts, aber die Gestalt sitzt unbeweglich im Sattel."

„Larwig! Das ist Dein Tod und meiner! Die alte Königin Thyra hört das Rumoren über ihrem Kopfe, und umreitet auf ihrem Todtenpferde das Danewerk. Sie hat ein glühend Eisen in der Hand, und sticht Jedem, der vorwitzig nach ihr schielt, damit die Augen aus.“

„Der Meth ist Euch zu Kopf gestiegen! Das ist nun und nimmer ein Geist. Ehe ich das glaube, will ich mich davon überzeugen.“

Larwig sprang durch das Fenster ins Freie. Der Sturm kehrte mit erneuerter Gewalt zurück, und blies die Lampe aus.

Sörens Peer raffte sich mühsam vom Boden auf. Als er mit großer Anstrengung die Lade geschlossen, und die Lampe wieder angezündet hatte, ward es draußen laut.

Die Thür flog auf. Herein trat eine hohe, stattliche Frau im schwarzen Gewande und mit marmorbleicher Stirn, unter deren hohen Brauen ein Paar dunkelglühende Augen hervorblitzten.

Kaum gewahrte der Alte die nächtliche Erscheinung, als er zu Boden stürzte und kläglich wimmerte:

„Erbarme Dich, mächtiger Geist! Ich bin ein alter Mann! Erwürge mich nicht!“

„Ist hier die Wohnung eines Verrückten?“ fragte mit klangvollem Tone die schwarze Dame. „He, junger Bursch! Wohin brachtet Ihr mich?“

„Mit Genehm, edle Dame,“ entgegnete Larwig. „Das ist meiner Mutter Bruder, bei dem ich zu Gaste bin. Er fürchtet sich vor Gespenstern, und hatte mir eben eine Geschichte von der alten Königin Thyra erzählt, die hier herum spuken soll. In demselben Augenblicke sprengtet Ihr den Erdwall entlang...“

„Und hätte ohne Euch wahrscheinlich den Hals gebrochen! — Steht auf, alter Mann, und schämt Euch! Nun, junger Bursch! Ich habe noch den Dank vergessen für Eure Hülfe. Bei Gott! Ihr durftet keinen Pulsschlag später eintreffen. Wer seid ihr?“

„Eines armen, aber ehrlichen Mannes Sohn, der in die Welt gegangen ist, sein Glück zu machen.“

„Ihr werdet's finden, wenn Ihr ihm so entschlossen entgegen geht, wie vorhin mir. Ich kann Euch vielleicht suchen helfen, wenn Ihr meinem Rathe folgen wollet.“

„Wenn Ihr mich würdig haltet, Euch zu dienen, edle Herrin, werde ich es mit dem größten Eifer thun.“

„Treue Diener thun mir noth. Ihr habt gut bei mir angefangen, und ich will's mit Euch versuchen. Sorgt für mein Pferd; es will vorsichtig abgewartet sein. Und Ihr, Alter, sucht Euch einen anderen Winkel, um Euch von Eurer Angst zu erholen. Ich will ungestört bleiben. Junger Bursch, Ihr werdet die Thür bewachen."

Die Dame winkte mit der Hand, und beide Männer gingen schweigend hinaus.

Mit dem anbrechenden Morgen beruhigte sich der Sturm. Die Eiderböte zogen langsam über die rollende Fluth hin, auf den Wällen des Danewerk's ward es lebendig von bewaffneten Kriegern und Kärnern. Es regte und bewegte sich auf Thurm und Mauer und die stolze Danebrogsfahne flatterte lustig im Winde.

Larwig hatte abermals nachgesehen, ob der Knecht das edle Roß der Dame sorgsam abgewartet habe. Das stolze Thier warf den Kopf in den Nacken, es stampfte ungeduldig die Erde und wieherte der aufgehenden Sonne entgegen.

„Wie ist's Dir gegangen, Larwig?" fragte pfiffig lachend der Alte. „Hast wohl nicht viel geschlafen?"

„Nun, Mutterbruder, da seid Ihr ja auch! Ist die Gespensterangst vorüber? Ihr habt der vornehmen Dame kein sonderlich Bild von einem alten Reitersmann gegeben.“

„Was ist's weiter! Niemand kann für seine Natur, Schwestersohn Larwig. Haben sich zur Nachtzeit meine Sinne verwirrt, so weiß ich sie dafür am Tage leidlich wieder in Ordnung zu bringen. Du hast mir vor drei Stunden den Zaum über den Kopf geworfen, jetzt komme ich an die Reihe. Weißt Du denn schon, wer die Fremde ist?“

„Wie sollt' ich's erfahren? Vielleicht eine vornehme Edeldame, die von ihren Dienern getrennt wurde, als ihr Pferd durchging. Es ist eine tüchtige, resolute Frau, vor der man Respekt haben muß, wenn sie Einen mit den dunkeln Augen anblitzt.“

„Du Narr! Hat sich was mit einer Edeldame! Ich wette meinen Kopf darauf, daß es die Königin ist.“

„Königin Margarethe?“

„Sie ist es.“

„Meint Ihr das wahrhaftig?“

„Du Glückskind hast die Königin davor bewahrt, daß sie nicht den Hals gebrochen hat! Nun kann es Dir nicht mehr fehlen.“

„Ich die Königin gerettet?"

„Das hast Du! Ich sah es gleich heute früh an der goldenen Krone in der Satteldecke. Was Du jetzt forderst, ist Dein. Gieb's nicht zu wohlfeil, Junge!"

„Daran denke ich gar nicht."

„Sollst aber daran denken. Sei jetzt, um Gotteswillen, ein kluger Junge, Schwestersohn Larwig. Es wird Dir nicht zwei Mal im Leben so gut geboten. Und da es nun doch so weit mit Dir gekommen ist, daß Du das Glück im Schlafe finden sollst, noch ehe Du darnach gesucht hast, so gedenke auch Deines alten Mutterbruders, der sein Letztes für Dich hergegeben hätte, was nun nicht mehr nöthig ist."

„Pfeift Ihr nun aus dem Ton, Sörens Peer! Ihr habt wohl ein ganzes Register von Pfeifen in Eurer Kehle. Aber schaut einmal um Euch! Eure Herberge hat Glück! Ihr bekommt schon früh Morgens stattlichen Besuch. Leuchtende, rothe Collette und wallende Federbüsche."

„Das ist das ganze Gefolge der Königin!" rief der Alte erregt. „Nun zum letzten Male, Schwestersohn Larwig, es ist jetzt Zeit, klug zu sein. Ich muß nach meiner Herberge sehen, sonst reitet mir

das Volk zu Thür und Thor hinein. He! Holla! Prechta! Heilwig! He!"

Larwig blieb allein zurück. Er sah mit klopfendem Herzen den heransprengenden Dienern entgegen, die, voll Angst um die vermißte Königin, wie ein Sturmwind einherbrausten. Als sie der Herberge sich näherten, eilte er ihnen entgegen und machte Zeichen auf Zeichen.

Die Reiter hielten an:

„Was will der Bauertölpel?"

„Still, Ihr Herren Ritter! Unsere allergnädigste Königin ist in diesem Hause und hat sich meinem Schutze anvertraut. Sie schläft und hat streng verboten, sie in ihrer Ruhe zu stören."

Der Vorderste der Schaar schwang sich aus dem Sattel:

„Ist die Königin hier?"

„Unverletzt und wohl geborgen. Seht Ihr dort die offene Stallthür? Der Knecht will gerade das Roß der Königin zur Tränke führen. Es blieb ganz bei dem Sturze."

„Die Königin ist gestürzt?"

„Ja, edle Herren!" entgegnete Larwig den Rittern, die sich um den Burschen drängten. „Ich hatte

das Glück, das Pferd zum Stehen zu bringen, ehe es zusammenbrach."

„Das hättest Du gethan?"

„Mit Gottes Hülfe und ohne zu wissen, daß es unsere gnädigste Königin war."

„Nun, Ihr Herren!" wandte sich der Führer der Ritterschaar an seine Gefährten, „alle Theilhaber der calmarischen Union sind diesem Bauerburschen da..."

Er brach ab und wandte sich an Larwig:

„Führe mich sogleich zur Königin!"

„Das darf ich nicht, Herr Ritter! Die Königin hat mir ihre Person anvertraut und befohlen, daß ich sie von Keinem stören lassen solle. Ich will aber vorsichtig an ihrer Thür horchen, ob sie bereits erwacht ist."

Er eilte ins Haus und näherte sich auf den Zehen dem Gemache, worin die Königin herbergte.

Königin Margarethe erschien auf der Schwelle.

„Mein junger Kämmerling! Ich bin mit Deinem ersten Dienst zufrieden, und Du darfst es mir nur sagen, wenn Du Lust hast, mir ferner zu dienen."

„Im Leben und im Tode bin ich der Eurige!"

„Führe mein Pferd vor! Es ist doch unverletzt?"

„Ganz und gar, Frau Königin. Auch sind meh-

rere Ritter und Herren draußen, die voll Ungeduld nach Euch fragten. Ich habe ihnen aber geheißen, mit ihren Pferden fern zu bleiben, damit sie Eure Morgenruhe nicht störten."

„Wohlgethan!" entgegnete die Königin und trat in den Hof, wo sie von dem harrenden Gefolge mit lautem Jubel empfangen wurde.

„Schon gut, Ihr Herren! Eure Rosse haben langsamere Hufe und strafen Eure beflügelten Worte Lügen."

„Die Nacht war dunkel, Frau Königin. Euer Renner griff mächtig aus. Plötzlich hatten wir Euch aus dem Gesichte verloren und nur ein ungewisser Schimmer wallte vor uns auf der Nebelwand hin und her."

„Recht, Ihr Herren! Ihr erinnert mich, daß wir am Danewerk hausen. Der ungewisse Schimmer war ein Spuk, womit des alten Gorm's Witwe Euch blendete."

„Ew. Majestät glauben . . ."

„Warum soll der dänische Ritter das bezweifeln, was das Evangelium der dänischen Bauern ist? Allnächtlich umreitet die alte Heidenkönigin Thyra den Wall längs der Eider, mit schwarzen Gewändern

und auf weißem Rosse. Was konntet Ihr dafür, daß mich gelüstete, ein schwarzes Gewand anzulegen und ein weißes Pferd zu besteigen? Die Mitternacht ist eine böse Gesellin für einsame Reiter und hat schon manchen Kopf in Verwirrung gebracht mit ihren Spukliedern."

„Unseren Herzen bleibt die Furcht fern, Ew. Majestät."

„Ich will nichts Böses von dem Muthe meines ritterlichen Gefolges glauben, aber trotz seines stattlichen Geleites hätte ich in Moor und Sumpf versinken können, wenn nicht der Bursche da mir Hülfe geleistet hätte."

„Er war bestimmt, ohne daß er es wußte, ein großes Geschick zu lenken."

„So will ich mit vollem Bewußtsein sein kleines Geschick lenken. Ritter Knud von Samsöe, leiht mir Euer Schwerdt! Tritt näher, Bursch! Wie heißt Du?"

„Larwig, allergnädigste Königin."

„Kniee nieder, Larwig! Nimm diesen Schlag und stehe wieder auf als Larwig Danewerk. Den Namen sollst Du führen zum Angedenken, daß Du mir am Danewerk das Leben rettetest. — Schafft ein Pferd herbei für den Junker! — Er gehört zur Zahl mei=

ner adeligen Leibdiener und Euch, meinem Oberkämmerer, übertrage ich die Sorge für ihn. — Zu Pferde, Ihr Herren! Es geht nach Schleswig zu meinem Vetter Geert von Holstein!"

Alle saßen auf und dahin ging es in fliegender Eile das Ufer der Eider entlang.

Der alte Sörens Peer aber sah dem Zuge kopfschüttelnd nach und brummte in den Bart:

„Daß dem Burschen das Glück so unverschämt in den Hals fliegen muß, und ich habe nichts davon. Aber ich bleibe dabei, es war doch ein Spuk, und der Larwig soll mir tüchtig zinsen."

2. Im schleswiger Schloss.

Die Königin Margarethe saß in dem Schlosse zu Schleswig im einsamen Gemache.

Der Tag dämmerte durch die hohen Bogenfenster; die Kerzen waren tief herabgebrannt.

Vor ihr stand ein Tisch mit Pergamentrollen und anderen Schriften, deren Inhalt ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nahm, daß sie alles Andere darüber vergaß.

Abermals war eine Stunde verstrichen. Eine

Rolle mit drei gewichtigen Siegeln entsank ihrer Hand. Wie aus einem Traum geschreckt, fuhr sie auf und blickte verstört um sich.

Larwig, in der reichen Tracht eines königlichen Leibdieners gekleidet, stand nahe der Thür, eben so unbeweglich, als seine Herrin, den Blick fest auf diese gerichtet. Als Margarethe sich bewegte, trat er einen Schritt vor und verneigte sich tief.

„Was machst Du hier?“ fragte die Königin hastig.

„Auf Ew. Majestät Befehl warte ich seit gestern Abend.“

„Seit gestern Abend?“

Sie blickte um sich, begrüßt von dem ersten Sonnenstrahl, der in das königliche Gemach drang.

„So ist denn wieder eine Nacht hin, um ...“

Sie hielt inne und sah den Diener freundlich an:

„Du hast treulich bei mir gewacht! Ich danke Dir!“

„Könnte ich nur mehr für Euch thun!“

„Auch Deine Stunde wird schlagen. Rufe mir den Bischof-Kanzler.“

Larwig Danewerk ging.

Nach einer geraumen Weile trat der Bischof von Riepen ein. Larwig trat wieder an seinen Platz.

„Nun, Herr Bischof! Wie habt Ihr diese Nacht geschlafen?“

„Mit Bekümmerniß vernehme ich, daß Ew. Majestät wieder eine Nacht durchwacht hat. Im Namen der drei Reiche, die ihre Kronen vereinigt auf Euer erhabenes königliches Haupt setzten, flehe ich Euch an um Schonung Eurer theuren Person.“

„Unbesorgt, Herr Bischof. Nachtspuk bringt langes Leben, sagen meine seeländischen Hofherren, seit ich ihnen in eigener Person einen Spuk vormachte.“

„Ich habe das Ereigniß jener Nacht umständlich vernommen, erhabene Königin, und danke Gott aus tiefstem Herzensgrunde, daß er seine allmächtige Hand schirmend über Euch hielt.“

„Zu einer anderen Zeit will ich Euren Worten vom himmlischen Schutz gern vertrauen, Herr Bischof, aber dieses Mal habe ich die irdische Faust meines Retters zu sehr gefühlt, als daß ich Eurer überirdischen Versicherung besondern Glauben schenken könnte. — Geht, Larwig Danewerk, Euer Dienst ist zu Ende.“

Der Bischof folgte dem Junker mit den Augen:

„Es demüthigt einen frommen Diener der Kirche tief, daß Ew. Majestät solche Gesinnungen in Gegenwart eines Knechtes ausspricht.“

„Ereifert Euch nicht. Ihr wißt, wie ich von solcherlei Dingen denke. An unsere Geschäfte! Habt Ihr meine letzten Befehle vollzogen?“

„Das täglich steigende Bedürfniß zu befriedigen, hält schwer. Die Verpfändung Eurer Besitzungen in Schleswig ...“

„Troiborg, Lyherred und andere reiche adelige Distrikte sind noch mein.“

„Wohl sind sie Euer unbestrittenes Eigenthum. Allein, gnädigste Königin, so lange das Herzogthum Schleswig dem Herzoge von Holstein verpfändet ist ...“

„Nicht lange mehr! So wahr ich die Mauern des Danewerk erhöhte und das Weglasthor mit dreifachen Riegeln schloß, es soll ihm nicht lange mehr gehören.“

„Unterdessen gehört es ihm noch, und wer irgend Geld besitzt, will es nicht an ungewisse Erfolge setzen. Dennoch ist es mir gelungen, zwei fromme Klöster in Jütland zu bestimmen, sich dem Willen Ew. Majestät zu unterwerfen, und diese Schrift enthält den abgeschlossenen Pakt.“

„Wahrhaftig, Herr Bischof! Ihr geistlichen Herren versteht es vortrefflich, Eure irdischen Angelegenheiten

zu verwalten. Wer hätte der frommen Einfalt solchen Scharfsinn zugetraut, mitten in Jütland."

„Die Diener der Kirche sammeln dem Herrn. Es steht geschrieben im Evangelisten Lucas im zwanzigsten Kapitel: Gebet Gott, was Gottes ist."

„Wollten wir Könige jedes Mal, wenn unsere Bischöfe diesen Spruch anführen, die milde Hand aufthun, müßten wir bald selbst bei ihnen um Almosen betteln. Ich will mir das fromme Anerbieten noch besser überlegen. Was giebt's Neues im Schlosse?"

„Herzog Geert ist eingeritten und denkt in öffentlicher Audienz Ew. Majestät seine Verehrung darzubringen."

„Das gibt ein neues Zwiegespräch über dänische Ansprüche und holsteinische Unabhängigkeit, und dabei bleibt Alles beim Alten."

„Der edle Ritter Axel Pehrson und der wackere Norweger, Hakon Biörnland, mit besonderen Vollmachten von Stockholm und Christiania eingetroffen, harren ebenfalls im Audienzsaal auf das Erscheinen ihrer gnädigen Königin und haben mich ersucht, diese versiegelten Documente einstweilen in Eure Hände zu geben."

„Ohne Zweifel neue Bedenken der hohen Reichsräthe, neue Besorgnisse und Einwendungen des Storthing, aber keine Hülfsmittel, diesen Krieg zu Ende zu bringen. Bei der Todtengruft zu Roeskilde, ich will diesen Trotz durch dreifachen Trotz besiegen und sollte Erik's Krone ...“

„Um aller Heiligen Willen, nicht weiter, Königin!“ unterbrach sie der Bischof erschreckt.

„Ich will die Boten anhören. Aber wenn sie mir noch einmal hindernd in den Weg treten, sollen sie es empfinden, wenn ich ihren widerspenstigen Nacken unter meinem Fuße beuge. Ich will siegen über dieß Herzogthum, oder nie in geweihter Erde ruhen!“

„Wehe Euch!“

„Entsetzt Euch nicht, Herr Bischof! Ihr sollt mich nicht begleiten. Was ist weiter geschehen?“

„Ein liebender Vater will seine theuren Kinder sehen; das Herz des alten Geert sehnt sich nach den kleinen Prinzen.“

„Ist die junge Brut auch schon da?“

„Mein hochwürdiger Bruder, der Bischof von Osnabrück ...“

„Graf Heinrich von Holstein?“

„Er ist, wie meiner gnädigen Königin bekannt, der Erzieher der jungen Prinzen und hat sich beeilt, dem Wunsche seines Bruders zu willfahren.“

„Ich freue mich darauf, die lieben Kindlein an meine Brust zu drücken. Nicht wahr, Bischof, es sind liebe Kinder? Ihr habt sie doch gesehen?“

„Noch nicht. Mein hochwürdiger Bruder hat nicht für gut befunden, mich den jungen Herrlein vorzustellen.“

„Dann wird er dazu seinen guten Grund haben. Der Bischof von Osnabrück ist ein kluger, gewandter Herr, der nichts ohne besondere Gründe thut. Ein wahrer Sohn der Kirche. Ihr müßt stolz auf einen solchen Bruder sein, mein frommer Beichtiger. Geht nur voran zum Audienzsaal!“

Die Königin blieb allein.

„Geert! Alf und Heinrich! Da sind drei schwarze Steine aus dem Felde zu schlagen. Es ist ein schweres Spiel!“

Von fernher tönte das Schmettern der Trompeten, das den Eintritt des Herzogs von Holstein in den Audienzsaal verkündigte.

„Es gilt!“ rief Margarethe entschlossen. „Däne gegen Holste! Ein Meer gegen den Tropfen! Ein

welkes Blatt im Kampf mit dem entfesselten Sturm! Schach und abermals Schach! Ich halte die Parthie!"

Sie entfernte sich rasch.

Zwei volle Stunden hatte die öffentliche Audienz bereits gewährt. Edelmann und Bürger, Priester und Bauer hatten ihr Anliegen vorgebracht und waren kurz und bestimmt von der Königin beschieden worden; sie hatte Recht gesprochen, nach dem Buchstaben des Gesetzes, ohne Ansehen der Person.

Der Herzog Geert, mit dem die Königin bei ihrem Eintritt in den Saal einige flüchtige Worte gewechselt hatte, stand mit übereinander geschlagenen Armen, den Blick fest auf Margarethe gerichtet, im Herzen den Muth und die Entschlossenheit einer Frau bewundernd, welche die schwere Bürde, womit sie selbst sich belastet, so leicht zu tragen schien, als sei die dreifache Krone, die Erik von Pommern nur zum Scheine trug, nichts als ein leichter Hauptschmuck von Flitter und Flaumfedern.

In einer Fensternische saß der Bischof von Osnabrück, ein stattlicher Herr mit einem feinen Gesicht und hellen klugen Augen, die unablässig im Saal

hin- und herschweiften. Er schien wenig auf die Königin zu achten, aber wenn sie irgend einen Kernausspruch that oder eine rasche Zornesrede ihrem Munde entschlüpfte, wandte er sich angelegentlich an die jungen Prinzen, die ihm zur Rechten und zur Linken standen, als wollte er ihre Aufmerksamkeit von dem Thun ihrer königlichen Base ablenken. Selbst aber horchte er genau auf Alles, was gesagt wurde, und sein Interesse verdoppelte sich, als die Königin dem schwedischen Gesandten näher zu treten befahl.

„Ich habe die Briefschaften durchgesehen, Herr Axel Pehrson, die Ihr mir zu überreichen kamt."

„Mit Bekümmerniß lese ich in den Blicken unserer erhabenen Königin, daß meine Sendung nicht mit gnädigen Augen betrachtet wird."

„Euern hochgelahrten Perrücken in Stockholm muß es bedünken, als ob ihre Köpfe ganz besonders fest auf ihren Rümpfen säßen, sie würden sich sonst nicht unterfangen, solchergestalt mit ihrer Königin zu reden. Was? Beschwernisse über Beschwernisse, Klagen über Klagen, Forderungen über Forderungen! Und kein Wort darüber, daß mein königlicher Befehl eingegangen ist und sofort vollzogen ward. Gerade als

hätte ich keinerlei Botschaft an Euch gesendet, und als wäre ich nur dazu da, um jedem Stockholmer Müßiggänger mit eigner königlicher Hand Herrentage zu bereiten. Nehmt Euch in Acht, Ihr Herren am Mälar, Ihr werdet den Danebrog nächstens zwischen Euern Scheeren kreuzen sehen und dann wehe Euch Allen!“

Einen Augenblick lang herrschte Todtenstille im Saal, in Furcht und Erwartung blickte jedes Auge auf die Königin.

Axel Pehrson erbleichte; er faßte sich nur mühsam und sagte mit einem Tone, der ein leises Zittern verrieth:

„Ich bin tief erschüttert von den Vorwürfen, womit die Königin uns überhäuft, da wir sie nicht verdienen, weil wir der beschwornen Union treu anhängen, und ihr jedes Opfer zu bringen bereit sind. Aber unsere, wie wir genau dargethan haben, mißliche Lage...“

„Erst helft mir muthig die allgemeinen Lasten tragen, dann könnt Ihr auch mit Zuversicht eine Abhülfe Eurer besondern Noth erwarten. Jetzt fordere ich Schiffe, Waffen und Geld, weil ich das Alles brauche, für mich und Euch brauche. Laßt Euch Gutes rathen, Ihr Herren, und zögert ferner nicht, sonst

komme ich und hole, was Ihr nicht schicken wollt. Bringt diesen Bescheid, so schnell Ihr nur vermögt, nach Stockholm! Ihr seid entlassen, Axel Pehrson!"

Der schwedische Gesandte trat ab.

„Nun ein Wort mit Euch, Herr Biörnland! Das Storthing für sich, sowie die Bürger der Städte Bergen, Christiania und Drontheim lassen mich durch Euch ihrer unwandelbaren Treue versichern."

„Eines Norwegers Wort ist nicht wie Spreu im Winde. Es ist schwer, uns zu beugen, wenn wir nicht wollen, da wir fest, wie unsere Felsen am Boden wurzeln. Demnach ist unsere freiwillige Huldigung doppelt so viel werth, Frau Königin."

„Ich habe an Euch dieselbe Aufforderung ergehen lassen, wie an Schweden, aber in Euern Vollmachten findet sich kein Wort darüber, ob Ihr dem Befehl sofort gehorchen wollt."

„Wozu bedarf's noch der Worte, wenn die That bereits geschehen ist? Was Ihr, Frau Königin, verlangtet, hat das Storthing bewilligt. Truppen und Geld sind zusammengebracht, soviel sich in der Eile schaffen ließ, die Schiffe liegen segelklar und warten auf den Befehl zum Ankerlichten. Norwegen mit Dänemark, so lange eine Welle an unsern Felsen brandet!"

„Sei bedankt, mein wackeres Norwegen, für Deine unerschütterliche Treue! Lasse nie ab von Deinem Bündnisse mit dem Danebrog, es soll Dir gesunde Früchte tragen. Seid an meinem Hofe willkommen, Hakon Biörnland! — Mit Eurer Genehmhaltung, Herzog Geert, nenne ich dieß meinen Hof, trotz Eures Pfandrechts."

Der Herzog verbeugte sich schweigend und der Bischof von Osnabrück unterhielt sich angelegentlich mit den jungen Prinzen.

Das Auge der Königin ruhte einen Augenblick lang voll Unwillens auf die holsteinischen Herren, dann erhob sie sich:

„Die Audienz ist geschlossen. Was noch zu sagen wäre, ist meinem Kanzler mitzutheilen. Herr Herzog von Holstein, wollt Ihr mir eine Stunde schenken? Bischof von Riepen, geleitet den Herrn Herzog in mein Gemach."

Die Königin verließ den Thron.

Alles brach auf.

Königin Margarethe und Herzog Geert standen am Schlusse einer langen und ernsten Unterhaltung.

„Gebt besseren Ansichten Raum, Herzog!"

„Ich kann nicht, gnädigste Frau; ich muß die Rechte der mir anvertrauten Länder wahren, und ich werde sie wahren für mich und meine Söhne. So wenig Ihr jemals Holstein dem dänischen Reiche einverleiben sollt, so wenig wird Euch dieß mit Schleswig gelingen. Ich bin dazu berufen, das deutsche Recht dieser Länder zu wahren, und ich bin Mann's genug, darüber zu wachen, daß es ihnen nicht verkümmert werde."

„Ihr legt, einer Frau gegenüber, viel Gewicht auf den Mann. Aber, Herzog von Holstein, ich habe diese gepriesene Mannheit zu bedenklich wanken sehen, um mich noch sonderlich vor ihr zu fürchten."

„Spottet nicht, Margarethe. Wenn ich einen Augenblick schwankte, so geschah das in einer unseligen Stunde, als ich von schwerer Krankheit erstanden, meines Weibes beraubt, meine Kinder in Feindes Gewalt wissend, von meinen Verbündeten verlassen — — genug der unseligen Erinnerungen! — Ihr habt gesehen, Königin, daß es mir bald gelang, mich völlig zu ermannen, und meine Pfandschaft auf Schleswig gibt Euch davon den besten Beweis."

„Trotz dieser Pfandschaft," entgegnete die Königin

mit einem spöttischen Lächeln, „seht Ihr doch, daß ich mich ziemlich frei in Euerm Schleswig bewege."

„Das Gastrecht ist den Deutschen heilig. Darum hat man Euch, wie seltsam auch manchmal Euer Beginnen war, keinen Zwang auferlegt. Aber da Ihr selbst diese Nachsicht bespöttelt, so bitte ich Euch, Königin Margarethe, treibt es nicht bis zum Aeußersten. Die Langmuth der Holsteiner ist allbekannt, aber wenn sie einmal aus ihrer Gleichgiltigkeit aufschrecken, sind sie doppelt gefährlich."

„Ich werde dieser Gefahr zu trotzen wissen, Herr Herzog. Verlaßt Euch darauf. Das Unheil wird über Euch hereinbrechen wie ein Wettersturm! Ich bin abgehärtet zu Lande und zur See, und sehe der Zukunft mit Gleichmuth entgegen. Desto empfindlicher werdet Ihr für Euern Starrsinn bestraft; das Schwerdt dreier Reiche schwebt über Euerm Haupte."

„Dreier Reiche, Frau Königin?"

„Schweden muß wollen, Norwegen will! Und wenn Beide säumten, Dänemark ist hoffentlich allein stark genug, diese Herzogthümer unter die Allgewalt seines Scepters zu beugen."

„Wer weiß!" sagte der Herzog achselzuckend, und nahm seinen Urlaub:

„Ihr spracht vorhin die Absicht aus, die jungen Prinzen zu empfangen. Sie harren des Befehls ihrer gnädigen Base.“

„Sie mögen eintreten.“

Der Herzog winkte, und auf der Schwelle des Einganges erschien der Bischof von Osnabrück, die beiden holsteinischen Prinzen an der Hand.

Der Bischof-Kanzler trat zu gleicher Zeit in das Gemach der Königin.

Herzog Geert betrachtete die Gruppe flüchtig, aber mit inniger Theilnahme, und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung gegen die Königin.

„Nur näher, Herr Bischof von Osnabrück!“ rief Margarethe dem Harrenden zu. „Ich bin begierig, den Erzieher meiner jungen Vettern kennen zu lernen.“

„Königin Margarethe wird dann nur die Bekanntschaft eines einfachen, schlichten Mannes machen.“

Der Bischof von Riepen entgegnete rasch:

„Meine allergnädigste Herrin empfängt gleich einen schlagenden Beweis von der demüthigen Bescheidenheit meines hochwürdigen Bruders.“

„Bruder von Kirchenwegen, Herr Bischof von Riepen!“ sagte kalt Graf Heinrich, indem er die

jungen Prinzen der Königin zuführte, welche ihnen die Hand zum Kusse darreichte.

Der Bischof = Kanzler entfärbte sich bei diesen Worten, wodurch der Holsteiner jede Gemeinschaft mit einem Manne zurückwies, der, wie allmänniglich bekannt, von dunkler Herkunft, zu dieser hohen Kirchenwürde auf nicht gar würdigem Wege emporgestiegen war.

„Seid mir an meinem Hofe willkommen, Ihr jungen Herrlein,“ sagte die Königin.

„Dank Euer Majestät und allergnädigste Base!“ entgegnete mit zitternder Stimme Prinz Heinrich, die Hand der Königin ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückend. „Ich bin Ew. Majestät bereitwilligster Diener.“

„Du bist ja schon ein ganzer Hofmann geworden, junger Vetter,“ entgegnete die Königin. „Ist dieß das Werk Eurer Erziehung, mein priesterlicher Vetter?“

„Mit nichten. Ich lasse die jungen Gemüther sich selbst entwickeln, und bemühe mich nicht, ihnen Anleitung zu geben, wie sie sprechen sollen, mit oder gegen ihre Ueberzeugung. Der Herr Bischof von Riepen, der sich vorhin eifrigst mit dem Prinzen Heinrich beschäftigt hat, wird mir das bezeugen können.“

Der Bischof von Riepen, der nicht ohne Einfluß auf die Aeußerung des jungen Prinzen war, entfärbte sich abermals.

Die Königin schien nicht darauf zu achten, sondern wandte sich an den Prinzen Alf:

„Nun, kleiner Vetter, hast Du keinen Dank für den Willkomm, den ich Dir zugerufen?"

„Base-Königin!" sagte rasch der Knabe. „Warum heißest Du uns in dem Schlosse des Vaters willkommen?"

„Was sagst Du, junger Uebermuth?" fuhr Königin Margarethe auf.

„Entsetzlich!" rief der Bischof-Kanzler, sich bekreuzend. „Wie heißt der Teufel, der sich bereits der Gemüther der Kinder bemächtigt?"

„Holstenteufel!" flüsterte der Graf dem Kanzler zu. „Er treibt oft seltsamen Spuk."

Der junge Prinz Heinrich hob seine Hände bittend zu der Königin empor:

„Allergnädigste Base und Majestät verzeihe meinem Bruder seinen Unbedacht, er meint es nicht böse. Dieß Schloß ist Euer, und Alle, die drinnen wohnen, sind Euch in Unterthänigkeit eigen."

„Ich nicht!" rief Prinz Alf.

„Welche Kühnheit!“ zürnte die Königin, sich erstaunt zu ihrem Kanzler wendend, während Prinz Heinrich den jüngeren Bruder zu besänftigen strebte.

Der Bischof von Osnabrück legte seine Hand auf den Lockenkopf des Knaben, und sagte gutmüthig verweisend:

„Prinz! Was ist das für ein unritterliches Benehmen, einer Dame gegenüber? Hat man Euch nicht gelehrt, daß ein ächter Ritter Gott und seine Dame stets vor Augen haben und im Herzen tragen soll?“

Prinz Alf sah die Königin an, und sagte rasch hingeworfen:

„Verzeiht mir, Base-Königin! Ich will gern des Befehls einer so hohen Dame gewärtig sein, wenn ich ein Ritter geworden bin, aber Holsteiner muß ich bleiben.“

„Ihr habt den Knaben verderbt, Herr Bischof von Osnabrück!“ rief Margarethe zornig.

„Mit nichten, allergnädigste Herrin,“ entgegnete jener. „Ich sagte Euch schon vorhin, daß ich die Sinnesart meiner kleinen Vettern sich ungestört entwickeln lasse, daß ich ihnen keine Anweisung ertheile, was sie unter diesen oder jenen Umständen sprechen sollen. Aus Kindern, nach solchem Grundsatze erzogen,

werden nur verschlossene Heuchler und Achselträger. Unser Heinrich wird nach seiner dargelegten Sinnesart vielleicht einmal ein großer Staatsmann, der die verworrensten Fäden auseinanderbringt und in ein kunstreiches Gespinnst verwandelt; der Alf aber wird ein gerader, holsteinischer Ritter werden, der auf seinem Schlosse heimset, und in alle Wege seine Schuldigkeit zu thun wissen wird. Ich würde untröstlich sein, wenn Königin Margarethe auf meinen kleinen Zögling, um seiner Derbheiten willen, einen Groll werfen sollte. Je rauher die Schale ist, desto trefflicher ist der Kern, und Alf von Holstein kann noch einmal ein starker, willkommener Freund der Königin von Dänemark werden."

„Ich lege keinen Werth auf das Geschwätz eines Kindes, und bewundere nur die Langmuth des Lehrers, der seinem Zögling solche Unarten ungestraft hingehen läßt!" sagte die Königin mit einem Zornesblick auf ihren bischöflichen Vetter.

Der Bischof von Riepen hatte sich während dieses Zwiegespräches eifrig mit den Aeltesten der beiden Prinzen unterhalten, und dieser wandte sich jetzt rasch zur Königin Margarethe:

„Verzeihe Ew. Majestät meinem Bruder seine

strafbare Uebereilung. Er ist noch zu klein, um die Größe seines Fehlers einzusehen. Ich aber könnte niemals dergleichen begehen."

„Und warum nicht, kleiner Vetter?"

„Weil ich sehe, wie Ew. Majestät so hochgebietend vor mir steht, und dieß Alles aus meiner gnädigsten Königin selbst kommt, wie etwas von Gott Hervorgerufenes, das Euch umgibt, wenn Ihr auch alles irdischen Schmuckes bar seid."

„Ueberaus gut gesagt, mein frommer Herr Kanzler!" murmelte der Bischof von Osnabrück vor sich hin.

„Deine Aeußerungen, kleiner Vetter," sagte die Königin mit mehr Wohlwollen, als sie bisher in ihren Ton gelegt hatte, „erinnern mich daran, was ich Dir und Deinem störrischen Bruder als eine freundliche Gabe zum Willkomm zugedacht habe. Tretet näher, Prinzen! — darf ich Euch bemühen, Herr Kanzler?"

Der Kanzler nahm von einem Tabouret ein Sammetkissen, worauf zwei goldne Ehrenkettlein befindlich, an denen das reichgeschmückte Wappen des Danebrog hing.

Die Königin nahm eine der Ketten, und winkte dem Prinzen Heinrich. Dieser kniete vor seiner Base nieder, und ließ sich den Ehrenschmuck umhängen.

„Nimm das von einer Fürstin und Verwandtin, die es als Ehrengabe für Dich bestimmt hat, junger Vetter, und möchtest Du die Ehre des Danebrog nicht nur auf dem Herzen tragen, sondern auch im Tiefinnersten desselben bewahren.“

„Ew. Majestät Geschenk ist mir über Alles werth,“ entgegnete Prinz Heinrich sich erhebend, „und ich werde mich stets in Liebe und Ehrfurcht meiner gnädigsten Königin erinnern, wenn ich mich damit schmücke.“

Königin Margarethe nahm die zweite Kette und winkte dem Prinzen Alf:

„Nun ein Wort zu Euch, junger Vetter!“

„Dänische Ketten trage ich nicht!“ entgegnete dieser, sich abwendend.

„Das ist zuviel!“ rief die Königin mit zornfunkelnden Augen. „Bischof von Osnabrück, habt Ihr keine Ruthe für diesen Knaben-Uebermuth?“

Der Bischof warf einen mißbilligenden Blick auf den Prinzen Alf, hob die Kette, die der Königin entfallen war, vom Boden auf, und sagte dann in seiner ruhigen Weise:

„Ew. Majestät hat großes Recht, solchem Unbedachte zu zürnen, und ich werde Alf dafür zu bestrafen

wissen. Gestattet mir, erhabene Königin, daß ich diesen Ehrenschmuck mit mir nehmen darf, dessen unser Vetter in diesem Augenblicke unwürdig ist. Ich will ihn treulich aufbewahren, und erst an dem Tage, da er sichtbare Beweise seiner Besserung gegeben, soll er ihn, in Euerm Namen, aus meiner Hand empfangen."

„Ihr seid entlassen, Bischof! Ihr und die Prinzen!"

„Möge Königin Margarethe dem Unmuthe nicht Raum geben, der in der Unart eines Knaben etwas Anderes sucht, als die Unart eines Knaben. Ich darf versichern, gnädigste Königin, daß kein holsteinischer Edelmann lebt, der nicht den hohen Sinn und die Kühnheit bewundert, womit Ihr die Verhältnisse bezwingt, und aus jedem Kampfe als Siegerin hervorgeht. Solche Nachbarn liebt der Holsteiner, er wird sich mit treuer Freundschaft ihnen anschließen, und mit Gut und Blut ihnen beispringen, so oft es vonnöthen. Das ist Wahrheit, Königin, bekräftigt durch den lauten Schlag eines redlichen Herzens. Aber nur Nachbarn, Margarethe! Es liegt in Eurer Hand, unser Aller Geschick friedlich zu ordnen und eine nie gekannte Zeit des Glückes über unsere Lande heraufzuführen."

Er verneigte sich tief vor der Königin, nahm die Prinzen bei der Hand, und entfernte sich.

Margarethe hatte sich nur mühsam von ihrem Staunen erholt:

„Bischof! Habt Ihr das vernommen?"

„Entsetzlich unter allen Umständen!" rief mit salbungsreichem Tone der Kanzler. „Dreifach entsetzlich aber, wenn solches aus dem Munde eines Dieners der Kirche geht, der sein heiliges Amt dazu mißbraucht, solche gefährliche Gesinnungen in die Gemüther unreifer Knaben zu senken, damit sie gleich der Saat des Teufels dort aufgehen und fortwuchern."

„Bemerktet Ihr das marmorglatte Antlitz dieses Mannes, das mit keinem Zuge seine Bewegung verrieth?"

„Dieser Graf Heinrich ist ein gefährlicher Mann."

„Ich fürchte ihn nicht. Wer sich allzuklug dünkt, fängt sich oft in der eigenen Schlinge, und das wird auch mit diesem Priester der Fall sein. Und dieser Alf!"

„Eine kleine Schlange, gnädigste Königin!"

„Die den Keim zu einem Lindwurm in sich trägt. Ich will nach einem St. Georg suchen, der uns von diesem Drachen befreit, und will er keine goldene

Kette tragen, so wollen wir ihm eine aus dänischem Eisen schmieden. Geht, Herr Kanzler, und sendet mir den Junker Larwig Danewerk."

Die Königin warf sich auf ihr Ruhebett.

3. Der Stöerdamm.

Einige Bewohner der Itzehoer Altstadt standen auf einem Haufen beisammen.

Andere strömten aus den nahen Straßen herzu. Es ward eine stattliche Menge daraus.

„Halloh, Ihr da! Wo kommt Ihr her?"

„Vom Rathhause."

„Und was habt Ihr da gehört? Sind die weisen Herren mit ihren Berathschlagungen bald am Ende?"

„Es wird uns nachgerade die Zeit lang."

„Auf dem Rathhause ist Keiner vom Rathe. Die Thüren sind verschlossen und der Thorwärter macht'n Schläfchen."

„Was? Der Bürgermeister nicht da? Und kein Rathmann?"

„Keine Seele!"

„Und auch nicht der Probst des hochwürdigen Klosters zu unserer lieben Frauen?"

„Eben so wenig.“

„Und wir stehen hier in unserer Gutmüthigkeit...“

„Ja, Nachbar! Eigentlich könnten wir in unseren Werkstätten viel bequemer sitzen.“

„Das versteht Ihr nicht. Wir verlangen vom Rathe endlich Erleichterung von all' dem Jammer, den wir seit langer Zeit erduldet.“

„Nun, nun, Meister Amthor, mit den Leiden, die Ihr erduldet habt, ist es nicht weit her gewesen, nach Eurem gesegneten Bauche zu urtheilen.“

„Was kümmert Euch mein Bauch, Ihr dürres Webeschiff, das Ihr seid...“

„Ein Späßchen, lieber Meister! Wer wird's übel nehmen!“

„Bleibt mir damit vom Leibe! Ein dicker Bauch ist eine Plage vom Herrn, so gut als Hagelschlag, Raupenfraß und Wolkenbruch. Die Dänen liegen vor der Stadt und halten uns eng umlagert; die schwarze Margarethe hauset in allen holstischen Landen wie ein wahrer Teufel!“

„Und besonders unserer Stadt Itzehoe hat sie den Untergang geschworen, weil wir ein loses Maul gehabt haben sollen.“

„Wir? Kurios!“

„Davon weiß ich nichts. Ich bin keine Plaudertasche.“

„Und ich auch nicht. Was hätte ich von dem Weibsbild zu sagen gewußt, und was ging sie mich auch an!“

„Das lose Maul ist nun aber doch einmal da gewesen und so viel ich weiß, müßt Ihr's auf dem Rathhause suchen. Aber es soll anders werden in Itzehoe, so wahr die Stöer hier an unseren Dämmen vorüberfließt.“

„So lange sie fließt, ja!“

„Was meint Ihr mit: so lange? He?“

„Weiß selbst nicht, wie mir das Wort ins Maul kam, Nachbarn, aber ich dachte mir plötzlich, wie es sein müßte, wenn die Stöer allmählich ausbliebe; oder sie rennte, wie immer, toll an uns vorüber, und könnte dann unten nicht weiter und käme zurück, höher und höher steigend, so daß wir Alle elendiglich ersaufen müßten, wie das Vieh im Außendeich bei Sturmfluth.“

„Daß Euch's Maul zuwüchse! Haben wir nicht schon Unheil genug, daß wir uns noch mit solchen dummen Gedanken quälen sollen. Geht mir aus dem Wege, oder...“

„Ruhe! Ihr Leute! Seid Ihr bei Troste! Draußen der Feind und hier drinnen Hader."

„Da kommt der Schneider Jebsen gelaufen! Hat der Beine!"

„Jebsen! Was bringt Ihr?"

„Er ist da!"

„Wer?"

„Der Kundschafter, den unser Rath ins dänische Lager gesendet. Wißt Ihr, wie er's angefangen, zurückzukommen?"

„Ist er durch die Luft geflogen?"

„Im Gegentheil. Er ist mit der Fluth die Stöer heraufgetrieben!"

„Hier bei uns vorbei? Und wir haben nichts gesehen?"

„Das macht, Eure Augen tragen nicht über Euren Bauch hinaus."

„Fangt Ihr schon wieder an!"

„Schweigt doch! Meister Jebsen, was brachte der Bote?"

„Neuigkeiten vollauf! Die schwarze Grete ist rasend. Der hochwürdige Bischof von Osnabrück ist mit den beiden holsteinischen Prinzen auf und davon. Sie hat sie nicht in ihre Hände bekommen, und das

ist gut, denn sonst hätte sie die armen Dinger nach Dänemark geschleppt.“

„Es lebe der Bischof von Osnabrück!“

„Unser wackerer Graf Heinrich!“

„Die Unsrigen sind geschlagen worden und der Herzog Geert sieht sich nach neuen Streitern um, da mit den alten nichts mehr anzufangen ist.“

„Das taugt nicht! Das taugt nicht! Warum hat sich der Herzog nicht besser vorgesehen? Sollen wir nun die Folgen seiner Einfalt tragen?“

„Plagt Euch der Teufel, daß Ihr unseren Herzog schimpfirt, Ihr ungeschlachter Zimmermann? So ein Herr ist kein plump behauener Tragebalken.“

„Erst recht ist er ein Tragebalken, der uns und alle Welt tragen, aber nicht zusammenbrechen, und uns in den Dreck fallen lassen soll. Was habt Ihr weiter gehört, Jebsen?“

„Ich? Nichts. Aber meiner Schwestersohn, der gelehrte Candidatus Alcidius Jebsen!“

„Was soll's mit dem Hans-Narren!“

„Er will's gehört haben, als er vom Bürgermeister kam, — er geht dort aus und ein, Ihr Herren! — daß der Rath zu beschließen willens ist, um nur von den Plackereien loszukommen, die Stadt auf

billige Bedingungen zu übergeben. Es heißt, dem Rathe werde von den Klosterleuten so hart zugesetzt."

„Den Teufel soll er!"

„Wir leiden zwar Noth und leben in der Trübsal, aber das muß noch zehnfach ärger kommen, ehe wir uns dänisch machen lassen."

„Da kommt ja mein gelehrter Vetter des Weges daher! Nun könnt Ihr ihn selbst fragen."

„Das wollen wir! He! Hollah!"

„Herr Candidat Jebsen! Hierher, wenn's beliebt!"

„Was wollt Ihr, werthe Herren? Ihr stört mich sehr zur Unzeit. Bin gerade mit wichtigen Dingen beschäftigt."

„Vielleicht gar mit im Complott wegen Uebergabe der Stadt?"

„Ja diese Stadt, sowie auch deren Gebiet hat mir schon manches Kopfbrechen verursacht. Jetzt habe ich entdeckt..."

„Da haben wir's! Er hat etwas entdeckt!"

„Gewiß ein dänisches Complott! Redet!"

„Euch ist nicht unbekannt, werthe Herren, wie man gemeinhin glaubt, es habe Kaiser Karolus der Große im Jahre achthundert und neun nach Christi Geburt..."

„Das ist lange her!“

„Und geht uns nichts an.“

„... sich in hiesiger Gegend aufgehalten. Ich habe aber Grund zu glauben, daß dieß im Jahre achthundert und elf oder vielmehr im Herbste achthundert und zwölf geschah. Genug, damals wurde unsere Stadt durch den Grafen Egbert erbaut, welcher mit diesem Geschäft vom Kaiser besonders betraut war.“

„Weg mit dem Kaiser Karl! Sprecht von den Beschlüssen des Rathes, oder schweigt ganz und gar still.“

„Hört doch nur weiter: Nun liegt bei unserer Stadt eine Höhe, darauf baute der Graf eine Burg und hieß dieselbe Esseshöhe. Darum schließe ich nun mit vollem Grunde, daß dieß der wahre Name der Stadt sei.“

Meister Jebsen schlug vor Verwunderung die Hände zusammen:

„Was der Junge nicht Alles weiß!“

„Also Esseshöhe oder Esseshoe! Woraus dann nach und nach durch eine nie genug zu tadelnde verkehrte Aussprache Etzehoe oder Itzehoe entstanden ist...“

„Und nun? Und nun?“

„Nun ist es vollständig erwiesen, wie unsere Stadt wahrhaft geheißen hat und noch heißen müßte."

„Verdammt sei das Gewäsch! Wir wollen uns die Antwort holen, wo sie am ehesten zu finden ist. Vorwärts zum Bürgermeister!"

„Vorwärts! Vorwärts!"

Der Haufen stürmte fort.

Der Bürgermeister der alten holstischen Stadt Itzehoe saß im ernsten Gespräch mit dem Probste des ehrwürdigen Klosters unserer lieben Frauen.

„Ich bitte Euch, gestrenger Herr, gebt nach! Unsere fromme Frau Aebtissin beschwört Euch, nicht länger der großen Uebermacht zu trotzen, sondern Euer Geschick in die Hand der Königin von Dänemark niederzulegen. Ueber kurz oder lang müssen wir doch die Thore öffnen, und dann wird sie uns unseren Trotz zehnfach büßen lassen."

„Vergebens wiederholt Ihr mir solcherlei Vorschläge! Ihr solltet mir mein schweres Amt, in dieser Kriegesnoth die Stadt zu regieren, durch Euer Ansinnen nicht erschweren. Noch ist keine Noth vorhanden und unser Häuflein ist klein, aber muthig und stark."

„Die frommen Schwestern fasten und beten; es sind schuldlose Lämmer der Heerde Christi und meinem Schutze anvertrant. Erbarmt Euch der hülflosen Unschuld.“

„Und hat die Stadt keine Waisen, keine Jungfrauen, Witwen und Greise zu schützen? Die Zahl Derer, die ich zu schirmen verpflichtet bin, ist vierzigfach größer, und so lange ich diese nicht gefährdet glaube, könnt Ihr auch der Euren wegen außer Sorgen sein. Mir ist sichere Kundschaft geworden, daß man im Bremischen und da herum aufs Neue für den Herzog von Holstein wirbt, und da wir treu bei ihm aushalten, dürfen wir auch baldigst auf Entsatz hoffen. Der edle Herr hat uns bisher nie vergessen, warum wollten wir ihn jetzt solcher Felonie beschuldigen?“

„Ihr seid ein gar besonderer Freund des Herzogs; es müssen Euch ganz eigene Verhältnisse an ihn binden. Da wird es denn allerdings begreiflich, daß Ihr mit solchem Eifer für das Gelingen seiner Sache strebt.“

„Ich bin ein Holsteiner mit Leib und Seele, aber nichts weiter. — Diese dänische Königin, die mit Feuer und Schwerdt in unserem unglücklichen Lande

wüthet, soll keinen Fuß in unsere Stadt setzen, so lange noch ein Blutstropfen durch meine Adern rinnt. Das ist Alles, was ich Euch zu sagen habe, und noch sagen werde, wenn bereits das letzte Weizenkorn verzehrt ist.“

Der Stadthauptmann trat, völlig gewappnet, ein: „Gott zum Gruß, edle Herren! Es wird heute ein warmer Tag.“

„Was gibt's, Herr Hauptmann? Hat sich irgend etwas zugetragen?“

„Es trägt sich noch immerfort etwas zu, gestrenger Herr! Die Dänen haben es wieder auf einen Sturm abgesehen, der jeden Augenblick beginnen kann. Ich habe Alles vorbereitet, um den Angriff abzuschlagen, und werde getrost an die Arbeit gehen, wenn es Zeit ist.“

„Ihr sollt nicht allein bleiben, mein wackerer Hauptmann!“

„Ich kam nur hierher, um Euch das zu sagen, und muß jetzt gleich wieder auf meinen Posten zurück. Es wird heute ärger werden, als sonst, denn sie treiben, wie ich vom östlichen Wachtthurm aus bemerkte, ein tolles Wesen mit Sturmböcken, Leitern und Steinschleudern.“

„Geht, Hauptmann, wohin die Pflicht Euch ruft. Ich folge Euch sogleich und will treu an Eurer Seite ausharren.“

Der Hauptmann ging.

„Nun, Herr Probst, kehrt ins Kloster zurück. Tröstet die frommen Frauen und sprecht ihnen Muth ein, so gut Ihr könnt. Wenn wir nur Alle selbst redlich wollen, werden wir diesen Kampf mit Ehren bestehen.“

Ein Diener trat ein:

„Euer Gestrengen! Eine große Anzahl Bürger hat sich vor der Thür gesammelt und verlangt dringend mit Euch zu sprechen.“

„Ich werde kommen. — Entschuldigt mich, werther Herr, aber meine Pflicht ruft.“

Der Probst des Klosters brach auf:

„Mit schwerem Herzen kehre ich heim, dieweil Ihr meine Bitten zurückgewiesen, aber mein Gewissen ist beruhigt, denn ich habe meine Schuldigkeit gethan. Thut nun, was Ihr thun zu müssen glaubt, ich wälze alle Verantwortung auf Euch und wasche meine Hände.“

„Auf mich die Verantwortung!“

Der Probst ging achselzuckend hinaus. Der Bürgermeister begab sich hinab zu den Bürgern:

„Was verlangt Ihr?“

„Verzeiht, Euer Gestrengen! Da ist uns ein Gerücht zu Ohren gekommen, ein ärgerliches Gerüchk...“

„Wir mögen's aber nicht glauben.“

„Weil's despectirlich ist für rechtliche Leute.“

„Darum kommen wir zu Euch...“

„Damit Ihr uns sagen sollt...“

„Kurz, Ihr Leute, kurz! Was habt Ihr gehört?“

„Da sind Einige, die sagen, Ihr hättet beschlossen, die Stadt den Dänen zu übergeben und vom Herzoge abzufallen. Wir glauben's nicht, aber die Lügner sollen zu Schanden werden, darum fragen wir Euch, ob es Eure Absicht ist, uns an Dänemark zu verkaufen?“

„Schande über Den, der solche Lügen verbreitet. Ich habe noch eben dem Probst unseres Klosters das Gelöbniß abgelegt, daß ich eher sterben, als die Stadt übergeben will.“

„So ist's recht! Wir wollen den unverschämten Lügnern schon das Maul stopfen. Es lebe der wackere Bürgermeister von Itzehoe!“

„Er lebe!“

„Das habe ich gelobt und wollt Ihr sehen, wie ich Wort halte, so folgt mir zum Wall!“

„Zum Wall! Zum Wall!

Und Alle stürmten fort, dem Walle zu, gegen den die Dänen mit ihren Streitmassen heranzogen.

Die Königin Margarethe war im Lager erschienen. Finsterer Unmuth thronte auf ihrer Stirn, sie preßte die Lippen zusammen, und zog sich in ihr Zelt zurück.

Junker Larwig Danewerk hielt mit gezogenem Schwerdte Wache vor demselben.

Ein alter Kerl schlich heran. Er war in einen Mantel gehüllt:

„Mit Gunst, Herr Junker!"

„Fort! Was untersteht Ihr Euch? Hier ist das Zelt der Königin."

„Weiß wohl! Gott erhalte sie! Ich will nichts von ihr, sondern von Euch."

Der Alte schlug den Mantel zurück.

„Wie? Ihr seid's, Mutterbruder?"

„Kanntest mich wohl erst nicht? Deine Augen sind etwas trübe. Das macht das hochadelige Blut, das jetzt in Deinen Adern fließt. Puh! Bist ein feines Herrlein geworden. Nun, rücke heraus! Ich

denke doch, Du bist 'n Christ geblieben, und gedenkst in Liebe Deiner armen Verwandten."

„Ich habe es Euch schon oft genug bewiesen."

„Du weißt, daß ich das Meinige habe verlaufen müssen, weil die trunknen Reiter mich rein ausplünderten."

„Ihr werdet sie vorher mit den Würfeln ausgeplündert haben."

„Jetzt bin ich bettelarm! Nun, Schwestersohn?"

„Kommt zur gelegeneren Zeit und an einen gelegeneren Ort! Ihr habt mich schon um meine ganze Baarschaft gebracht. Wo ließt Ihr's?"

Der Alte blies durch die Finger:

„Fort, mein Junge! Alles fort! Und nun soll ich selbst auch hier fort."

„Ihr müßt! Seht Ihr nicht, daß ich Wacht halte vor dem Zelte der Königin?"

„Sehe es, mein schmucker Junker, sehe es!"

„So scheert Euch fort ins Teufels Namen, und sucht mich in den Abendstunden wieder auf."

Der Alte schlich brummend beiseite:

„Satan! Wirft mir nicht 'nen Thaler zu, und habe seit gestern nichts zwischen den Fingern bekommen. Nun, ich gedenke es ihm!"

Ritter Knud von Samsöe ging auf das Zelt der Königin zu. Der Junker vertrat ihm den Weg:

„Mit Gunst, Herr Ritter; man tritt hier nicht ein.“

„Da haben wir unsern Junkherrn von Danewerk! Also Euch ist, wie es scheint, die Bewachung der allerhöchsten Person ausschließlich anvertraut? Verzeiht, daß ich das bisher aus der Acht ließ, und mich nicht ernstlicher um Eure Gunst bemühte.“

„Ihr thut mir weh, Herr Ritter. Leicht ist es, eines jungen Mannes spotten, der noch nichts gethan hat und nur der Gnade verdankt, was eine Belohnung des Verdienstes sein sollte.“

„Seid kein Narr, Junker Danewerk! Beim heiligen Kanut, Ihr führt einen stolzen Namen! Wer wird einen Scherz übel deuten? Ist der Eintritt in Wahrheit verboten?“

„Für Alle ohne Ausnahme; selbst für den hochwürdigen Herrn Bischof, der, wie Ihr seht, fast athemlos die Zeltreihe heraufkommt.“

„So will ich mich gemeinsam mit dem frommen Herrn trösten und mir von ihm Unterricht in der christlichen Geduld geben lassen. Gott zum Gruß, Herr Bischof! Der Eingang in das Paradies ist

uns verschlossen; Sanct Petrus steht mit gezogenem Schwerdte davor."

„Ich komme aber als Kanzler..."

Junker Larwig zuckte die Achseln.

„Gebt Euch, Bischof!" rief lachend der Ritter. „Wir müssen unser Fleisch kreuzigen, und unsere Botschaft einstweilen für uns behalten. Die Königin spricht Niemand."

Der Mann des Wortes und der Mann des Schwerdtes gingen Arm in Arm auf und ab, sich lebhaft zusammen unterhaltend.

Die Königin hatte lange Zeit damit hingebracht, den Inhalt einer ihr geheimnißvoll zugegangenen Pergamentrolle zu entziffern. Sie schien dieß Geschäft jetzt geendigt zu haben, und zog die Schelle.

Ihr Kämmerling trat ein.

„Wer wartet draußen?"

„Der Herr Bischof-Kanzler und Ritter Knud von Samsöe."

„Sollen sich gedulden. Sonst Niemand?"

„Ein kleines unscheinbares Männchen schleicht draußen herum. Er ward angehalten und behauptet,

er müsse sogleich die Königin von Dänemark sprechen. Als Zeichen der Wahrhaftigkeit seiner Sendung ließ er sagen ... aber es ist allzu lächerlich."

„Heraus mit der Lächerlichkeit!"

„Wenn Lämmer Rosen pflanzen, werden die Hasen tanzen!"

„Herein mit dem Manne!" rief Margarethe erregt. „Schnell! Schnell!"

Der Kämmerling entfernte sich mit stummem Staunen.

„Endlich! Endlich! — Nun werde ich diese Schrift verstehen lernen! — Da sind sie schon! — Zurück, Junker! — Tretet näher, Fremdling, tretet näher!"

Ein kleiner hagerer Mann, einfach schwarz gekleidet, verneigte sich vor der Königin. Sparsames Haar deckte seinen Scheitel, aus seinen Augen blitzten Verschlagenheit und Tücke hervor.

„Seid Ihr's, durch den ich diese geheimnißreiche Schrift des weisen Fredericus Erland erhielt?"

„Ja, Frau Königin."

„Er rühmt Euch in dem Begleitschreiben als seinen treuesten und fleißigsten Schüler."

„Mein hoher Meister demüthigt mich durch dieß

unverdiente Lob. Ich strebe eifrig darnach, ihm ähnlich zu werden, aber mein Streben ist Stückwerk."

„Der greise Fredericus Erland hat mich erzogen. Was ich weiß, verdanke ich ihm. Wenn mir der Rath eines Weisen fehlte, wandte ich mich an ihn und fand, was ich brauchte. Auch jetzt that ich es, aber er lehnte es ab."

„Mein hochverehrter Meister ist schwach und krank. Die Fragen, die Ihr ihm vorlegtet, waren nicht leicht zu beantworten; sie erforderten eine scharfe Anstrengung des Geistes; der seinige sehnte sich nach Ruhe. Seine Jünger und Schüler sind stets bereit, ihn nach Kräften zu vertreten, und mir ward das hohe Ehrenamt übertragen, dießmal der vertraute Rathgeber unserer erhabenen Königin zu sein."

„Die treue Dienste zu belohnen weiß."

„Mein Lohn wird Eure Zufriedenheit sein. Ich habe Euch bereits eine Pergamentrolle behändigen lassen. . . ."

„Da liegt sie. Linien und Charaktere kreuzen sich, und verschlingen sich ineinander; einzelne Worte stehen abgerissen durcheinander. Es ist ein wirres Räthsel, das ich nicht zu lösen vermag."

„Mein Weg führte mich mitten durch die zerstreut

umherirrenden Feinde; ich konnte angefallen und beraubt werden. Darum blieb mir nur das Mittel übrig, meine klare Wissenschaft mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen. Jetzt, in voller Sicherheit, Euch, erhabene Frau, gegenüber, will ich ihn heben. Euch trotzt diese Holstenstadt?"

„Mich empört's, daß sie so lange widerstanden."

„Ihr wollt sie unterwerfen?"

„So oder so! Sie muß fallen!"

„Sie wird fallen. Dieß Pergament gibt Euch das rechte Mittel an die Hand. Jetzt, wo keines Feindes Auge dieß seltene Blatt erspähen kann, sollt Ihr es sehen, wie es wirklich ist."

Er zog einen schimmernden Apparat hervor, aus welchem bald mehrere blaue Flämmchen aufsprangen. Die Pergamentrolle wurde über den Tisch gebreitet, und aus einer Phiole mit einem braunen Saft beträufelt. Nachdem er diesen sorgsam in das Pergament eingerieben, hielt er dasselbe über die Flammen.

Die Königin sah schweigend auf dieß Beginnen.

Der Fremde wandte das Pergament nach allen Richtungen, damit jede Stelle den wärmenden Flammen ausgesetzt sei. Als er fertig war, erloschen diese

von selbst, und der Fremde hielt der Königin das Blatt hin.

Margarethe stieß einen Ruf des Staunens aus. Die einzelnen Linien hatten sich zu einem Ganzen gefügt, und bildeten die verschiedensten Figuren, die in dem reichsten Farbenschmucke glänzten. Gelbe, rothe, grüne und blaue Flächen boten sich im seltsamen Wechsel dem Beschauer dar.

„Ihr seht hier, erhabene Königin, denjenigen Theil von Holstein abgebildet, auf welchem jetzt der Krieg geführt wird. Die rothen Punkte sind die Städte und Dörfer, jene grünen Flächen sind Wald und Feld, dort die blauen Kreise sind Seen, und jener gelbe Streifen, der in vielfachen Krümmungen sich über das Blatt ausbreitet, ist der Fluß, an dessen Ufer Euer Zelt steht. Er umfließt jenen rothen Stern, der Itzehoe bedeutet..."

„Und ist die Ursache, welche mich hindert, die Stadt zu bezwingen. Von oben herab trägt er ihr unaufhörlich neue Hülfe zu, jede Welle bringt neues Leben."

„Wandelt es in Tod."

„Wie kann ich das?"

„Die Welle, die tief aus dem Lande kommt, trägt

auf ihrem Rücken eine Gabe der Liebe in die rebellische Stadt, dann fließt sie dem Meere zu, und macht ihren Nachkommen Raum. Das müßt Ihr hindern."

„Seid Ihr bei Sinnen? Soll ich der Fluth gebieten, bis hierher und nicht weiter?"

„Das sollt Ihr. Wenn Welle auf Welle von oben her bis Itzehoe fließt und nicht weiter kann, so werden sie nach und nach die ganze Gegend überschwemmen; die Fluth wird mächtig anwachsen, sie wird in die Stadt stürzen, und die eigensinnigen Empörer, die sich nicht Euerm mächtigen Scepter beugen wollen, müssen schmachvoll ertrinken."

„Vor meinen Augen schimmert's wie ein Nebelflor."

„Ich will ihn zerreißen. Werft Euer Auge auf diesen Punkt. Dort steht Euer Zelt am Ufer. Dort ist der Uebergang."

„Und was nun?"

Der Fremde netzte seinen Finger mit der dunklen Flüssigkeit in der Phiole und fuhr damit über das Pergament; ein breiter, schwarzer Streifen zog sich quer durch die fahlgelbe Fluth des Stromes:

„Da habt Ihr's vor Augen, Königin."

„Ihr sperrt den Fluß?"

„Schafft Tausende von Händen herbei, Königin;

sie gehören dem Knechte oder dem Adeligen, gleichviel. Bei solcherlei Arbeit darf Niemand feiern. In zwei Tagen werfen wir quer durch den Strom einen Damm. Das Wasser sammelt sich oberhalb desselben, es bricht sich Bahn und vernichtet die Stadt, die Eurem Zorn so lange getrotzt."

„Das ist's!" rief die Königin in wilder Freude. „Ihr seid der rechte Helfer. Ich selbst will die Erste sein, die einen Stein in die Tiefe des Stromes hinabsenkt. Fordert als Lohn von mir, was Ihr wollt, es soll Euch werden, so wahr ich Königin bin."

„Ihr seid eine entschlossene Frau, die den einmal gefaßten Entschluß nimmer aufgibt. Mit staunender Bewunderung denke ich Eures Schwurs: Ich will siegen über dieß Herzogthum, oder nie in geweihter Erde ruhen."

„Woher wißt Ihr?"

„Der Geist, der mich würdigte, den Eurigen zu erfassen, hat mir auch die Gedanken Eures tiefsten Innern nicht verborgen."

Margarethe schauerte unwillkürlich zusammen: „Seltsam!"

„Meine Königin erschrecke nicht und gestatte, daß ich ihrer Aufforderung folgen darf. Ich erbitte mir für meine gutgemeinten Dienste nur die Vergünsti-

gung, daß, wenn Ihr am Ziel Eurer Laufbahn steht — nicht eher — ich als ein treuer Diener in Eurer Nähe weilen darf."

„Ihr sollt's, und mit Ehren begleitet. Ein Mann, der in schwierigen Fällen so das Mittel und die Ausführung zur Hand hat, kann nicht genug geehrt werden. — Kämmerling!"

Dieser trat ein.

„Laßt diesen Mann stets ungehindert gehen, wenn er zu mir begehrt, es sei zu welcher Stunde es wolle, und behandelt ihn mit derselben Ehrerbietung, die den ersten Rittern meines Heeres gebührt."

„Ihr seid allzugnädig."

„Ich bin nur gerecht gegen Den, der mir die Erfüllung meines liebsten Wunsches gewährt. — Laßt eintreten, Kämmerling, wer draußen ist! — Alle!"

Das Zelt füllte sich mit all' den Personen, die der Königin nahe standen und der Befehle harrten, die Margarethe ihnen täglich zu ertheilen pflegte.

„Nun, Ihr Herren! Was habt Ihr vollbracht? Noch immer kein tröstliches Wort für mich? Wann ist dieses Krämernest mein? Antwortet!"

Die Ritter blieben stumm.

Der Bischof-Kanzler trat vor und sagte:

„Nehmt die Versicherung hin, erhabne Königin, daß wir uns unabläſſig mit dieſem Gedanken beſchäftigen. Auch haben wir die beſten Hoffnungen, daß unſere Mühen vom Erfolg gekrönt werden. Geduldet Euch nur ...“

„Gedulden! — Ich will mich nicht länger gedulden! — — Ihr könnt keinen Ausweg finden, — wohl! — ich habe ihn gefunden, in drei Tagen iſt Itzehoe gefallen und die Macht des Herzogs von Holſtein gebrochen.“

„Unmöglich!“

„Ich ſagte es, Herr Kanzler, alſo wird es möglich ſein. Itzehoe fällt in drei Tagen, und dieſem Freunde verdanke ich den Sieg.“

Die Königin ſah ſich nach dem geheimnißvollen Fremden um.

Dieſer war ſpurlos verſchwunden.

„Das iſt ſehr ſeltſam!“ flüſterte der Ritter von Samſöe dem Biſchofe zu.

„Es ſchauert mir durch Mark und Bein! Apage, Satanas!“

„Hinab zur Stöer, Ihr Herren!“ rief die Königin, ſich gewaltſam ermannend. „In drei Tagen iſt der Sieg mein!“

Es war noch finster. Ein pfeifender Sturm jagte Wolken an Wolken vorüber.

Die Sturmglocken tönten bang und hell.

Von den Wällen her erschallte das Nothhorn.

Die Bürger eilten auf die Straße hinaus, die sie kaum verlassen hatten:

„Was gibt's? Was ist nun wieder?"

„Man sieht keine Hand vor Augen. Es ist stockfinstere Nacht!"

„Licht an die Fenster!"

„Fackeln! Fackeln!"

Die Fenster schimmerten. Die Gluth der Fackeln leuchtete auf. Um ihren düsterrothen Schein sammelten sich einzelne Gruppen. In einer derselben wurde es laut:

„Nein! Nein!"

„Ich sage aber Ja! Es ist so!"

„Dann wehe uns!"

„Was sagte der Mann, Nachbar?"

„Er sagte: die Stöer steht!"

„Steht? Was heißt das?"

„Sie fließt nicht ab. Von oben her strömt das Wasser in gewohnter Weise, abwärts aber verzieht es sich seit kurzem immer langsamer und stockt jetzt fast ganz."

„Woher kommt das, um der heiligen Jungfrau willen?"

„Man weiß es nicht. Aber das Wasser wächst zu einer bedrohlichen Höhe... Schon tritt es weit über seine gewöhnlichen Gränzen. Dazu der viele Regen, den wir hatten, und der jeden Augenblick wieder losbrechen kann. Es ist ein entsetzliches Unglück im Anzuge."

„Wehe dieser sündhaften Stadt! Wehe ihren sündigen Bewohnern!" rief ein langer, hagerer Franziscanermönch, der mit eilenden Schritten vorüberzog. „Sie erdulden das um ihrer Missethaten willen."

„Habt Ihr's gehört, Meister Jebsen? Der Pfaff spricht schlecht von Euern Missethaten."

„Laßt mich zufrieden! Ist jetzt keine Zeit zu dummen Späßen."

„Ihr habt's bequemer, als unsereins. Wenn's doch einmal mit uns bei dem Teufel zu Gaste gehen soll, könnt Ihr gleich bei Euch zu Hause unter den Tisch und in die Schneiderhölle fahren."

„Horcht! Da stürmt's lauter als vorhin!"

„Das sind die großen Glocken von Sanct Laurentius."

„Und da blitzt es auf wie tausend Lichter!"

„Die frommen Klosterfrauen stellen eine Procession an, die ehrwürdige Frau Aebtissin an der Spitze!"

„Und die Frau Priorin auch! Gott segne diese heiligen Frauen!"

„Ora pro nobis!"

Ein dumpfes Krachen ward gehört.

„Heilige Mutter Gottes! Was ist das nur wieder?"

„Man kommt aus all' dem Schrecken gar nicht heraus!"

Ein Mann kam in voller Hast gelaufen:

„Das Wasser ist in die Stadt gedrungen und stürzt die Baracken zusammen, die der Stadthauptmann für seine Sölner hat am Wall errichten lassen. Es steht oberhalb Alles unter Wasser."

„Wo ist der Rath?"

„Die Herren sitzen im Rathssaal und zerbrechen sich den Kopf. Sie sehen Alle fahlbleich aus."

„Und der Bürgermeister?"

„Da kommt er mit dem Rathsschreiber die Straße herauf."

Die Fackeln waren allmählich erloschen; der Tag dämmerte auf und warf sein junges Licht auf die verstörte Stadt.

Der Bürgermeister erschien, frei um sich blickend, von keiner Furcht geängstigt, Lächeln im Angesicht. Eine unabsehbare Masse folgte ihm. Er bestieg den Beischlag eines Hauses und winkte mit der Hand.

Es ward still.

„Freunde! Bürger! Das Unheil, welches uns bedroht, haben die Dänen uns angestiftet. Wodurch es entstanden, wissen wir nicht, aber gewiß ist's, daß es wachsend über uns herein bricht. Sie wollen uns zur Uebergabe zwingen. Wollen wir uns zwingen lassen?"

Es blieb still.

„Mein Entschluß ist gefaßt, aber ich will jetzt den Euren hören. Wenn wir den Dänen die Thore öffnen, ist für unsere Stadt kein Erbarmen. Wir sind Männer und können mit dem Schwerdte oder der Axt in der Hand sterben. Aber unsere Weiber, unsere Kinder..."

Das Volk stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„Kein freier Bürger wird seine unschuldigen Töchter diesen Barbaren preisgeben; kein ehrlicher Holsteiner seinen Herzog in den Tagen der Noth verlassen. — Ich werde es nimmer thun. Mich kann hier nur treffen, was ich in Margarethen's Lager zehnfach schmerzlicher dulden müßte. Laßt die Fluth

heranschwellen und mein Haus zertrümmern, ich begrabe mich unter diesen Trümmern und sterbe als ein freier Mann."

„Das ist wacker! — Ich gehe mit dem Bürgermeister! — Wir wollen's machen, wie er!"

„Ich wußte wohl, ich konnte auf meine braven Itzehoer rechnen. Es lebe unser Herzog Geert!"

„Er lebe hoch!"

„Und wer nun nicht auf die Wälle gehört, der gehe in Gottes Namen nach Hause zu den Seinigen."

„Nach Hause! — Auf den Wall! — Nach Hause!" rief es wirr durcheinander hin.

Das Volk zerstreute sich tumultuarisch.

Unterhalb der Stadt am Stöerufer war ein vielbewegtes Leben.

Hunderte von Karren und Wagen schafften Sand, Steine und andere Gegenstände heran.

Hunderte von Menschen waren beschäftigt, diese Massen in die Fluth hinabzustürzen.

Mit Werkzeugen aller Art waren wieder andere Schaaren beschäftigt, die Steine festzurammen und dem Damm die nöthige Stärke zu geben.

Die rings im Ueberfluß stehenden Weiden wurden gefällt und von ihren elastischen Zweigen starke Faschinen geflochten.

Und überall unter der Menge war Königin Margarethe bald diesseit, bald jenseit des Stromes, im schwankenden Kahne, auf stampfendem Rosse, oder zu Fuß, eine Kanne und einen Becher in der Hand, dem erschöpften Arbeiter selbst eine Labung reichend, mit königlicher Freigebigkeit Gold spendend, verschwenderisch mit freundlichen ermunternden Worten.

Ihre Nähe, ihr Beispiel wirkten Wunder. Das Werk wuchs von Minute zu Minute. Als der Damm über die Stromfläche hervorschaute, ward er mit einem stürmischen Geschrei begrüßt. Und als ob dieser erste Erfolg die Kräfte der Arbeiter verdreifacht hätte, ging es mit fliegender Hast herüber, hinüber.

„Der Strom steht!“ rief es hier.

„Der Strom steht!“ antwortete es dort.

„Und soll erst abfließen, wenn diese widerspänstige Stadt bis auf die letzte Mauer von der Erde fortgeschwemmt ist!“ sprach Königin Margarethe vor sich hin.

Ein neuer Lärm entstand. Unter den Söldnern war ein Auflauf. Sie hatten einen fliehenden Mann eingeholt und warfen ihn zu Boden.

Der Mann hob flehend die Hand auf:

„Erbarmen! Erbarmen!“

Margarethe hatte es bemerkt und sprengte heran:

„Haltet an! Was gibt es hier?“

Larwig Danewerk trat vor:

„Sie haben einen Spion aufgefangen und wollen ihn tödten. Nur mit Mühe hielt ich sie zurück.“

„Hierher den Mann!“

Der Gefangene warf sich zitternd in die Kniee, der Königin so nahe, daß die Hufen ihres Rosses ihn berührten:

„Gnade! Barmherzigkeit!“

„Wer ist dieser Hund? Junker, wißt Ihr's?“

„Entsetzen herrscht in der Stadt. Die Bürger sind außer sich, weil sie die Ursache des Unheils nicht wissen, das ihnen droht. Da erbot sich dieser Mann, auf Kundschaft auszugehen.“

„Ich that es, Königin, in der Hoffnung, den Bedrängten zu helfen. Bin selbst Vater von fünf Kindern.“

„Hast Du Deine Augen weit genug aufgemacht, um die Ursache Eures Unterganges zu erkennen?“

„Mit Entsetzen habe ich's gesehen. Weh unserer Stadt, wenn Ihr Euch nicht erbarmt!“

„Eher versinkt diese Erdmauer spurlos in die Tiefe!"

Larwig Danewerk trat zur Königin:

„Welches Schicksal bestimmt Ihr diesem Mann?"

„Er hat muthvoll sein Leben gewagt, um die Neugier seiner guten Freunde und Nachbarn zu befriedigen; es wäre Schade, wenn so viele Aufopferung verloren sein sollte. Er kehrt unangefochten nach Itzehoe zurück und erzählt dort, welches Schicksal Margarethens Rache seinen störrischen Bewohnern bereitet hat."

„Gnade, große Königin!"

„Hinweg mit ihm!"

Margarethe sprengte, wie im Fluge, längs dem Ufer hin.

Ihr treuer Junker folgte ihr.

Die Sturmglocken tönten schwer und bang, ohne Aufhören, von den Thürmen der Stadt und des Klosters.

Die Kirchen waren mit Weibern, Greisen und Kindern angefüllt, die vor den Altären knieten und mit überströmenden Augen um Rettung flehten.

Die Bürger drängten sich auf dem Platze vor dem Rathhause und auf dem Markte.

Alle waren müßig. Es ward keine Hand gerührt, um die drohende Gefahr abzuwehren. Man hatte die Unmöglichkeit begriffen und ergab sich in sein Schicksal.

Aber diese Ergebung geschah nicht freudigen Muthes, wie Helden sterben in der Schlacht, nachdem Alles verloren ist; sie waren niedergedrückt, abgestumpft für das über sie hereinbrechende Unglück und harrten des drohenden Schlages, der sie vernichten sollte, mit dumpfer Gleichgültigkeit.

Die Gefahr wuchs mit dem Wechsel des Augenblicks. Das Wasser stieg mit jeder Minute. Es hatte bereits eine furchtbare Höhe erreicht.

Und Keiner wußte die Ursache dieser Erscheinung; Keiner hatte eine Ahnung von dem, was unterhalb der Stadt, am Ende des Dänenlagers geschehen war. Es lastete auf ihnen wie ein geheimnißvoller Zauber, der ihre Seelen mit Grauen erfüllte.

Der Bürgermeister stand unter dem Portale des Rathhauses, umgeben von den entschlossensten Rathmännern und dem Kern der Bürgerschaft.

Sie beriethen über Mittel zur Rettung, aber die

Worte hatten keine Kraft, sie drangen nicht zum Herzen. Jeder hielt sich schon zum Voraus von der Nutzlosigkeit dessen überzeugt, was vorgeschlagen wurde, und dachte nicht weiter darüber nach.

Da schwankte ein Mann die Stufen heran, bleich, athemlos, mit zerrissenen Kleidern, triefend von Wasser, mit Blut bespritzt. Unter dem Portal sank er athemlos zusammen.

Dieß Ereigniß brachte ein augenblickliches Leben in die theilnahmlose Masse. Man eilte zu dem Manne hin und leistete ihm jeglichen Beistand.

Er schlug die Augen auf.

Alle erkannten ihn. Es war der treue Bürger, der freiwillig hinausgegangen war, die Ursache des heranschwellenden Verderbens zu erforschen.

„Weh Euch!" rief er mit kreischendem Tone. „Ihr seid verloren, unrettbar verloren!"

„Redet, Mann! Um Gottes willen redet! Was wißt Ihr?"

„Königin Margarethe tödtet Euch! Einen furchtbaren Damm hat sie mitten durch die Stöer ziehen lassen, gegen den das Wasser sich aufstaut. Man macht ihn noch immer breiter und fester, kein Tropfen kann hindurch."

„Weh uns! Weh!"

Der Mann sank neuerdings vor Erschöpfung ohnmächtig hin.

Diese Schreckensnachricht flog von Mund zu Mund. Sie brachte jedes Gemüth zum Erstarren, das Wort starb auf den Lippen. Eine regungslose Stille herrschte überall, als sei schon jetzt alles Leben aus den Mauern von Itzehoe entflohen.

Die Nacht brach herein.

Düster und unheilvoll senkten sich regenschwangere Wolken so dicht herab, als wollten sie die Erde berühren. Die Luft war bewegungslos und schwül.

Da erhellten sich die Fenster der Klosterkirche. Von der Aebtissin und der Priorin geführt, kamen die Nonnen den Kreuzgang herauf und knieten vor dem im Glanze der Kerzen strahlenden Hochaltar.

Das Gebet war stumm und doch so beredt. Ein Strahl des höheren Lebens drang aus den Augen der gotterfüllten Frauen, der Glanz der Verklärung leuchtete von ihrer Stirn.

Ein feierlicher Accord schwebte durch den Raum der Kirche, eine ernste Musik begann, die heiligen Töne schwellten jede Brust. Die Nonnen erhoben sich und sangen einen feierlichen Choral.

Das Volk, welches sich in der Nähe des Klosters befand, stimmte mit ein in den erhebenden Gesang; die Menge in den angränzenden Straßen folgte diesem Beispiel und der Gesang pflanzte sich fort von Mund zu Mund bis zu der fernsten Umwallung, wo furchtsame Flüchtlinge auf den Zinnen der Wachtthürme Schutz vor dem herannahenden Verderben gesucht hatten. Tausendstimmiger Chor schallte empor zu dem Gewölbe des Himmels, der letzte Hülferuf einer rettungslos versinkenden Bevölkerung.

Und das Flehen um Erbarmen fand das Ohr des Erbarmers offen.

Die finsteren Regenwolken, welche sich immer tiefer senkten und die wachsende Fluth noch zu mehren drohten, schwebten höher.

Ein leiser Luftzug kam aus Osten herüber, erst kaum merkbar, allmählich anschwellend zur erfrischenden Brise. Er warf sich auf das tropfende Gewölk, riß es auseinander, und trieb es vor sich her, in tausend kleine Fetzen zerrissen, die fernab dem Unermeßlichen zuschwammen.

Das blaue Himmelsgewölbe blickte freundlich auf die Stadt herab, und die silbernen Sterne senkten Trost in die angstbeschwerten Herzen.

Ein heller Schein verbreitete sich vom Zenith zum Horizont; es war eine feurige Wolke, darin leuchtete ein gewaltiges Schwerdt.

Es senkte sich tiefer und tiefer.

Plötzlich brach das Schwerdt mit lautem Krachen auseinander, die tausend einzelnen Stücke gestalteten sich zu hellen Sternen, die einen magischen Schimmer auf die hart bedrängte Stadt warfen.

Alle offenen Augen hatten dieß Wunder gesehen.

Der ehrwürdige Pfarrer von Sanct Laurentius hatte es zuerst erblickt; er warf sich in die Kniee und betete laut:

„Der Herr hat uns ein Zeichen gegeben, daß Er versöhnt ist, und nicht länger mit uns zürnt, um unserer Missethat willen. Hallelujah! Wir preisen seinen Namen, und geben ihm die Ehre!"

„Amen! Amen!"

Und der Ruf des freudigsten Dankes schallte von einem Ende zum andern.

Die Todesangst war verschwunden. Mit steigender Hoffnung sahen Alle dem anbrechenden Morgen entgegen.

An dem Ufer der Stöer, unterhalb des verhängnißvollen Dammes hatten sich aus dem Lager ganze Schaaren von Dänen eingefunden, die das schauerlich-seltsame Schauspiel betrachteten, das sich vor ihnen entwickelte, und voll Spannung auf das Ende desselben harrten.

Die eine Seite des Dammes, welche der Stadt zugekehrt war, stand fast ganz unter Wasser. Der Damm wurde noch fortwährend erhöht, aber das Wasser wuchs zu gleicher Zeit, so daß er nur eben über dem Spiegel desselben sichtbar blieb.

Die andere Seite, abwärts nach der Elbe zu liegend, starrte in das leere Strombett hinab, in dessen Mitte ein kleiner schmaler Priel langsam und träge hinfloß, worin sich die einzelnen Tropfen sammelten, die aus dem feuchten Boden hervorsickerten.

So war der Stand der Dinge gewesen, bis um Mitternacht. Jetzt hatte er sich wesentlich geändert.

Schon vor dieser Zeit begann die Fluth. Nun regte es sich in dem verödeten Strombette für die Dauer einiger Stunden. Das Wasser der unteren Stöer, von der seewärts einsetzenden Elbe zurückgedrängt, kehrte wieder. Die Wächter des Dammes achteten nicht auf den Verlauf eines Ereignisses, das

vom Anbeginn der Dinge jeden Tag und jede Nacht regelmäßig zweimal wiederkehrte.

Die Fluthzeit war vorüber.

Nun waren die Umwohner des Stromes gewohnt, die eingeströmte Fluth denselben Weg wieder zurückfließen zu sehen, den sie gekommen.

Aber dieses Mal wich sie nicht. Der Strom stand gefesselt, das schärfste Auge konnte nicht entdecken, daß er auch nur um eines Strohhalms Breite abnahm.

Das Gerücht von diesem seltsamen Ereigniß flog durch das Lager. Neugierige strömten von allen Seiten herbei; Ritter, Knappen, Troßknechte drängten sich dem Ufer zu.

Knud von Samsöe war mit Einigen seiner Kampfgenossen näher getreten:

„Das ist ein seltsamlich Schauspiel, Ihr Herren! Nie hörte ich von einem Ereigniß solcher Art.“

„Es muß ein Spuk im Spiel sein, Ritter Samsöe. Ich gestehe Euch, mir wird unheimlich bei dem Werke.“

„Mir auch. Mich dünkt, es ist nicht Alles so, daß ein ächter Ritter freudigen Herzens diesem Kampfe beiwohnen könnte, den die Königin gegen die arme Stadt begonnen hat.“

„Die Königin, sagt Ihr? Was hat, im Namen des heiligen Kanut, die Königin damit zu thun?“

„Das ist noch wunderbarer. Sind das nicht Alles ihre Anordnungen? Hat sie nicht den ersten Stein, die erste Schaufel Sand in den Strom geworfen, und alle Ritter aufgefordert, diesem Beispiel zu folgen? Hat sie nicht ohne Aufhören zur Eile ermuntert, und diese durch Wort und That gefördert?“

„Aber von Wem stammt der Gedanke zu diesem Werke? Wer hat ihr den eingeflößt?“

„Welchen Gedanken?“

„Wie war's an jenem Morgen in dem Zelte der Königin, als sie uns aufforderte, ein Mittel anzugeben, Itzehoe zu bezwingen, und als wir schwiegen, triumphirend ausrief: „„Diesem Freunde verdanke ich die Erfüllung meines Willens!““ Wo war dieser Freund? Sie deutete auf einen leeren Raum.“

„Bei Gott! Ihr habt Recht.“

„Verschwunden war er! Spurlos fortgeweht, als ob ein Orkan ihn gefaßt hätte.“

„Ich erinnere mich des grauenvollen Augenblickes. Die Königin war bleich vor Schrecken, ihre Lippen bebten, als sie sich vergebens nach dem Manne umsah, der ihr ein Helfer in der Noth gewesen war.“

„Das ist sehr seltsam.“

„Gott steh uns bei in jeder Fährlichkeit, ich glaube, daß der Teufel selbst seine Hand dabei im Spiele gehabt hat.“

„Wie könnt Ihr nur solchen Gedanken fassen?“

„Man kann dem Troß des Volkes nicht immer sein Ohr verschließen. Durch ganz Dänemark, dießseit und jenseit des Meeres, bis weit über das Danewerk hinaus, geht das Gerücht, die Königin erscheine als ein zauberhafter Spuk an Orten, wo sie sich in der Wirklichkeit niemals befinde, wo aber kurz nachher ein großes Unglück geschehen wird. Dann sieht man sie, gleichviel ob zur Tages- oder Nachtzeit, auf weißem Rosse, im schwarzen Gewande, und sprengt den Pfad des Unheils entlang.“

„Ammenmährlein!“

„Zum Teufel mit all' dem unheimlichen Wesen! Warum haben wir nicht, wie es dem Ritter geziemt, diese Wälle erstürmt, oder vor ihnen einen ehrenvollen Tod gesucht, statt daß wir zu solchem jammervollen Werke die Hand geboten haben.“

„Ihr redet Euch um den Kopf. Margarethens Richtschwerdt sitzt lose in der Scheide.“

„Und ich bleibe doch dabei, die Königin ist eine Hexe, und Alles nimmt ein jammervolles Ende.“

„Seid still, im Namen des Heilands! Da kommt Einer der Wächter des Dammes. — Was gibt's, Einar?"

„Mit Gunst, edle Herren! Es ist abermals etwas sehr Seltsames im Werke."

„Bringt Ihr neue Thorheiten zu Markte? Behaltet sie für Euch. Ihr stört uns."

„Hört mich an, edle Herren; es thut Noth. Wir haben, wißt Ihr, Fluth gehabt und von ihr erhalten, was uns gebührt; dann sollte die Ebbe eintreten, aber das Wasser ist auch nicht um die Breite eines Fingers gefallen."

„Ihr meldet uns absonderliche Neuigkeiten! Packt Euch!"

„Jetzt beginnt das Wasser neuerdings zu wachsen."

„Ihr seid nicht bei Sinnen!"

„Seht hierher, edle Herren! Jener Stecken ragte noch vor kurzem um die Länge Eures Schwerdtes über den Spiegel des Stromes hervor, jetzt ist er eine Handbreit kürzer, und das Wasser wirbelt um ihn herum, dem Damme zu. Die Fluth steigt zum zweiten Male, ohne daß wir eine Ebbe gehabt haben."

„Das ist schrecklich!" rief der alte Waffengefährte Ritter Knud's, ein ernster, begrauter Kämpfer, der schon manchen heißen Tag bestanden hatte.

„Und dann… hochedle Herren!“ sagte stockend der Dammwächter, ängstlich um sich blickend. „Dann…“

Er stockte, aber die Furcht malte sich auf seinem bleichen Gesichte; kalte Schweißtropfen deckten seine Stirn.

„Nun?… dann!… Warum stockt Eure Rede?“

„Weil's gar so gräßlich ist. Die Reiter, welche zur Nachtzeit die Wacht am Damme hielten, sagen aus, — und sie sagen es einstimmig, — daß die Königin… Gott sei uns Alle gnädig, Ihr Herren!“ —

„Untersteht Ihr Euch, die Königin in Euer Geschwätz zu mischen!“

„Ich thue es, Herr Ritter. Wie hoch Ihr auch steht, Gott ist doch über Euch, und ihm habe ich mein Leben empfohlen. Die Wachen beschwören's, daß ihnen in der Nacht der Spuk wieder erschienen sei… Ihr wißt ja wohl?… Dreimal ist er in sausender Eile den Damm auf und ab geflogen, und doch hatte noch kurz vorher der Kämmerling versichert, die Königin liege ruhig auf ihrem Lager.“

„Dreimal, sagt Ihr, zeigte sich der Spuk?“

„Und da ist er wieder!“ rief der Dammwächter mit Beben, vor der Erscheinung zurückfahrend, von der er doch kein Auge abzuwenden vermochte.

Aufs Aeußerste erregt starrten die Ritter den Stöerdamm entlang.

Eine hohe Frauengestalt, mit wallendem schwarzem Schleier, auf einem milchweißen Roß sprengte daher, keinen Ritter zur Seite, von keinem Leibdiener gefolgt. Einen Augenblick lang glaubten Alle an das Erscheinen eines Gespenstes am hellen Tage.

Ritter Knud ermannte sich zuerst:

„Zum Teufel mit der Einfalt! Seht Ihr nicht, daß es Königin Margarethe ist?"

„Aber so allein! So seltsam gekleidet!"

„Pah! Da kommt ihr Günstling. He, Junker Danewerk! Was bedeutet das?"

„Die Königin ist mitten in der Nacht fortgeritten und hat mir befohlen, zurückzubleiben. Sie wollte allein ihres Weges ziehen."

„Wohin in des Himmels Namen konnte sie wollen?"

„Ich weiß es nicht. Aber, ihr Herren, sie naht sich diesem Platze. Gebt Raum der Königin!"

Margarethe hielt hoch zu Roß an dem Ufer der Stöer. Ihr Mund blieb stumm; ihre Züge waren regungslos.

Aber ihr tiefinnerstes Gemüth war in der furcht-

barsten Aufregung. Himmel und Hölle stritten miteinander um ihre unsterbliche Seele.

Knud von Samsöe, ihr Oberkämmerer, lenkte besorgt sein Pferd heran:

„Allergnädigste Herrin! Entfernt Euch von diesem Platze. Das Schauspiel, welches sich unseren Blicken kundgibt, ist schrecklich. Die Gefahr steigt mit der Minute.“

Margarethe antwortete nicht.

„Herr Kanzler, Euch sendet Gott!“ rief der Ritter von Samsöe, dem Bischofe von Riepen entgegen sprengend, der langsam vom Lager her dem Strome zu trabte. Versucht, was Ihr über die Königin vermögt.“

„Ich will sie beschwören, Herr Ritter, mit uns zu fliehen, denn fliehen müssen wir und schnell, sonst ereilt uns Alle das Verderben! Der Herr schütze uns und halte schirmend die Hand über uns, sonst sind wir verloren.“

Er trieb sein Pferd an und hielt gleich darauf der Königin zur Seite:

„Im Namen unserer geheiligten Religion, der Ihr Gehorsam schuldig seid, beschwöre ich Euch: verlaßt zur Stelle diesen Ort!“

Margarethe blieb unbeweglich.

„Es stehet geschrieben: Du sollst Gott nicht versuchen!“ fuhr der Bischof eifrig fort und blickte dabei unruhig nach dem Strom, der die wachsende Fluth heftiger gegen den Damm heran wirbelte, während dieser bereits die von oben her stets anschwellende Wassermasse zurückzuhalten hatte und an dieser Seite dem Ueberfließen nahe war.

Der Oberkämmerer hatte mit den übrigen Rittern Rath gehalten:

„Die Gefahr steigt, wir dürfen es nicht bis zum Aeußersten kommen lassen.“

„Nehmt Ihr es auf Euch, Herr Ritter von Samsöe. Eure Pflicht als Oberkämmerer ist es zunächst, für die Sicherheit der Königin zu wachen.“

„Ich nehme es auf mich. Sie muß uns folgen. Es ist Eigensinn, ohnmächtiger Trotz, hier noch zu verweilen, wo Alles verloren ist.“

„Gott streitet selbst gegen uns und sendet seine Elemente, uns zu verderben!“ rief der Bischof voll heiligen Eifers. „Um fremden Eigensinnes willen sollen die Schuldlosen nicht verderben. Ich lasse ab von Denen, die sich selbst verloren geben.“

Und mit den Worten begann er, sich vorsichtig aus der gefährlichen Nähe der Königin zu entfernen.

„Schaut, Ihr Herren! Wenn Einer Lust zum

Lachen übrig behielt, hier fände er Grund dazu Schaut, wie Seine bischöflichen Gnaden sich immer weiter zurückzieht und sich dabei immer weiter vorbeugt, um seine Rede verständlich zu machen. Herr Kanzler! Seht Euch vor! Ihr werdet kopfüber vom Pferde stürzen."

Der fromme Diener des Herrn überhörte diese Worte nicht. Er glaubte hinlänglich seine Pflicht erfüllt zu haben, drückte seinem Pferde die Sporen in die Seiten und trabte, so rasch sein Thier nur immer zu laufen vermochte, nach der Richtung, die ihm die sicherste schien.

Unterdessen schwoll die Fluth höher heran, sie wirbelte und brausete immer mächtiger gegen den Damm. Von allen Seiten ergriffen die Arbeiter und Wächter die Flucht, die Söldner und Troßknechte folgten ihrem Beispiel, es war leer an den austretenden Ufern des Stromes, die weite Ebene war mit Flüchtigen bedeckt.

„So geht der Nachtspuk aus, den die Knechte hier am Damm gesehen haben," brummte ein alter Rittersmann vor sich in den Bart. „Die heilige Jungfrau sei uns gnädig! Königin Margarethe selbst hat es sich und uns bereitet."

Ein anderer Ritter beugte sich über die Schulter des Oberkämmerers und flüsterte ihm zu:

„Gedenkt Ihr noch des Fremden in dem Zelte der Königin, der uns Allen unsichtbar blieb? Das ist sein Werk!“

„Der Damm schwankt!“ rief eine Stimme mit übermenschlicher Kraft.

„Er schwankt! Er stürzt zusammen!“ schallte es von allen Seiten.

Ein gellendes Gelächter übertönte den Ruf der Angst. Niemand wußte, woher es kam. Es ward überall vernommen, und überall tönte es von fernher.

Knud von Samsöe rief den Freunden zu:

„Vorwärts, Ihr Herren! Ich falle der Königin in den Zügel und reiße ihr Pferd mit mir fort. Schließt Euch dicht an mich an. Wir haben keine Minute zu verlieren, wenn wir sie retten wollen.“

Aber ehe der Ritter die Königin erreichte, sprengte Larwig Danewerk an ihm vorüber, entriß der Königin den Zügel und rief:

„Ihr müßt fliehen, Königin!“

Bei dem Ton dieser Stimme fuhr Margarethe aus ihrer Erstarrung auf. Sie blickte verstört um sich, ihr Bewußtsein kehrte allgemach wieder.

„Verloren!“ rief sie mit dumpfer Stimme.

Sie überließ sich der Sorge ihres Führers. Die Rosse griffen mächtig aus.

Die ganze Schaar der Ritter folgte der Königin in sausender Eile.

Bald verschwanden sie fernab am Horizonte.

Es schäumte, brodelte, zischte. Eine Schaar Raben flog laut krächzend quer über den Damm.

Da ertönte es wie ein lauthallender Donnerschlag. Die Fluth von oben und die Fluth von unten drängten mit gleicher Macht gegen den Damm. Er schwankte hin und her, bald unter dem Schaum sich verkriechend, bald aus demselben hervorragend; dann ein heftiger Ruck, daß rings umher der Boden erzitterte, und er stürzte mit lautem Krachen in sich zusammen.

Die Wasser hatten freie Bahn. Vorwärts drängend und sich überstürzend, prallten sie aufeinander, sie stiegen in die Höhe zischend und schäumend, mit weißem Gischt bedeckt, zwei Wasserberge, allmählich sich in Eins verschmelzend, dann in sich zusammenstürzend und in Millionen Strahlen und Güssen auseinander fließend.

Weit umher zu beiden Seiten des Dammes war

Alles ein Meer. Der Zug des Stromes war mächtig. In derselben Minute hörte das Wachsen der Fluth auf, und mit dreifacher Schnelle trat die Ebbe ein. Sie floß der Elbe in immer rascherer Strömung zu und riß Alles mit sich fort, was ihr irgend hemmend in den Weg trat.

Rings umher war alles Leben entflohen. Wo noch eben eine so rege Lebendigkeit herrschte und Tausende sich im buntesten Wirbel durcheinander drängten, wogten jetzt nur mit dumpfem Gebrause die Fluthen des Stromes — eine weite, leblose Wüste.

Ein Ruf der Freude klang durch das befreite Itzehoe.

Ringsum auf den Wällen drängten sich die Bewohner und sahen das allmähliche Verschwinden der Fluth.

Ein endloser Jubel der Geretteten flog himmelwärts.

Die Nonnen des Klosters sangen das Hallelujah. In den Kirchen der Stadt strömten feurige Gebete des Dankes von den Lippen der Erlösten.

Der Kerzenglanz am Hochaltar erlosch. Durch alle Straßen ergoß sich die jubelnde Menge.

Gesang ertönte. Trompeten schmetterten. Raschen Fluges drehte sich die Jugend im fröhlichen Tanz.

Es war ein Fest der Liebe und der Freude; ein Fest dankbarer Herzen, das der reiche Bürger und der eigne Mann mit gleichem Gefühl feierten. Und galt kein Unterschied des Standes oder der Herkunft; es waren Alle gleich; und was vorhanden war in den Vorrathskammern, das theilten sie brüderlich.

Der Bürgermeister erschien unter dem Portal des Rathhauses. Um ihn die ersten Bürger der Stadt und der Probst des hochwürdigen Klosters.

Als die Menge den Mann gewahrte, dessen Festigkeit sie es verdankte, daß sie nicht schnöde von dem Landesherrn abgefallen, sondern in Treue bei ihm gehalten und die Zeit der Noth siegreich bestanden, brach sie in lauten Jubel aus.

„Rühmt mich nicht, meine Freunde, wie ich auch Euch nicht rühmen will!“ rief er ihnen entgegen. „Was wir getragen und gethan, fühlen wir selbst; Jeder trägt dafür den Lohn in seiner Brust. Aber für unsere Kinder und Kindeskinder soll dieser Tag ein Gedächtniß- und Freudentag sein bis auf ewige Zeiten. Darum stifte ich ein Dank- und Friedensfest, das unsere Stadt an diesem Tage begehen und

wo kein Unterschied sein soll unter allem Volke, sondern Alle sollen in einer Liebe Brüder und Schwestern sein."

„Das wollen wir! Das wollen wir!" riefen Alle, und der Vorschlag des Bürgermeisters ward von der gesammten Bürgerschaft zu einem Gesetz erhoben.

Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Wenn auch, nach so langen Jahrhunderten, die Meisten nicht mehr recht wissen, woher das Volksfest stammt, das einst ihre Urältern in dankbarer Erinnerung an die Abwehr eines großen Leides stifteten, so feiern sie es doch unbewußt Jahr um Jahr mit Sang und Klang zur Zeit des großen Herbstmarktes.

4. Steuerlos.

Das Glück wandte sich.

Bis vor die Wälle von Itzehoe hatte es Margarethen treulich begleitet.

Mit dem Stördamm, den sie im blinden Zorn aufgeworfen hatte, um Stadt und Land zu verwüsten, brach es zusammen.

Die Holsteiner hatten aufs Neue zu den Waffen

gegriffen. Der Herzog führte die Seinigen siegreich zum Streit. Immer weiter ward die Königin zurückgedrängt, immer kleiner ward die Zahl ihrer Getreuen.

Eine mörderische Schlacht war geschlagen, — die letzte. Das Glück hatte die Dänen verlassen; sie stürzten reihenweise nieder, oder suchten ihr Heil in schmählicher Flucht.

Die Treuen, welche die Person der Königin schützend umgaben und sie mit ihrem Leibe deckten, waren gefallen, oder durch den Feind abgeschnitten. Margarethe blieb allein auf dem öden Schlachtfelde. Sie würde in die Hände der herumschwärmenden Holsteiner gefallen sein, wenn die Dämmerung sich nicht auf das blutgetränkte Gefilde herabgesenkt und die verlassene Herrscherin mitleidig in ihren Schleier gehüllt hätte.

Der Huf ihres Rosses trug sie an das Ufer der Ostsee. Einsam und unerkannt zog sie dort ihre Straße. Der hohe Sinn, der sie bis dahin belebte, hatte sie verlassen; mit dem Sturze des Dammes, den sie über Nacht geschaffen, war die Kraft des Geistes erloschen.

Die Sonne stieg aus den Wellen auf. Das Meer erglänzte in schimmernder Pracht. Seitwärts rauschte

das Buchengehölz und gab die welken Blätter dem Herbstwinde preis.

Da erscholl Pferdegetrappel und unter den Buchen erschien ein Reiter. Er erblickte die Königin und rief mit lauter Stimme:

„Gott sei gepriesen, gnädigste Königin, daß ich Euch finde! Hier ist Larwig Danewerk!"

„Mein treuer Kämmerling! Sei mir willkommen an diesem öden Strand."

Sie reichte ihm die Hand. Er drückte sie ehrfürchtig an seine Lippen.

„Du kommst allein? Wo ist Knud von Samsöe? Wo sind Krake Ebbesen, Rolf Lövenborg und alle Anderen?"

„Sie sind hinüber!"

„Alle?"

„Ihnen ward das neidenswerthe Loos, für Euch zu sterben. Sie liegen, mit glorreichen Wunden bedeckt, auf dem Bette der Ehren. Ich allein ward in dem furchtbaren Gemetzel wie durch ein Wunder erhalten, um Euch wiederzufinden."

„Und gemeinsam mit mir unterzugehen."

„Nein, Königin! Um gemeinsam mit Euch das Verlorne wieder zu gewinnen. Wir sind nicht

geschlagen und zurückgedrängt. Eure Sonne ist im Sinken, aber sie wird sich bald um so glänzender erheben."

„Ich hoffe nichts mehr."

„Fasset Muth, erhabene Frau! Dieß Mißgeschick darf Euch nicht niederbeugen. Es wird uns gelingen, einen Hafen zu erreichen; ein schnelles Schiff bringt uns nach Seeland. Binnen Kurzem sammeln wir dort neue Streiter und kehren dann zurück, die gegenwärtige Schmach zu rächen."

„Wohlan! Noch einmal flammt der Lebensmuth in diesem Herzen auf. Du sagtest recht, Larwig Danewerk! Die Sonne Margarethen's sinkt nur, um sich desto glänzender zu erheben! Kennst Du den Weg zur nächsten Hafenstadt?"

„Vertraut Euch getrost meiner Führung. Sorgsam habe ich nach den Bewegungen des Feindes gespäht. Man sucht Euch in einer ganz anderen Richtung. Die Gegend umher ist wie ausgestorben, und jene Straße führt uns nach Flensburg. Wenn wir scharf reiten, erreichen wir die Stadt mit dem Einbruche der Nacht"

„Sei es denn! Ich begebe mich in Deinen Schutz und vertraue Deiner Führung. Wenn wir unange-

fochten Dänemark erreichen, fordere Dir selbst den Lohn für Deine Treue; ich gewähre ihn Dir."

„Als ich Euch zum ersten Male sah, Königin Margarethe, weihte ich Euch glühenden Herzens mein ganzes Leben und habe nie anderen Lohn verlangt, als Euch dienen zu dürfen. Laßt Euer Roß ausgreifen, hohe Frau; die Minuten sind kostbar."

Und dahin sprengten Beide über den weißen Ufersand, den die aufbrandende See zu einer festen Straße geschlagen hatte.

Die Bürger von Flensburg waren großentheils auf den Straßen und in den Schenken. Boten sprengten heran von allen Seiten, Kunde auf Kunde kam in die erregte Stadt.

Keiner blieb an einem Ort. Unaufhaltsam drängten die Massen hierhin, dorthin. Jeder wollte hören, weiter erzählen, wieder hören. Rasch abgebrochene Reden flogen herüber und hinüber.

„Wißt Ihr's schon?"

„Was denn nun wieder?"

„Ich meine den Einsturz des Stöerdammes."

„Pah! Das nennt Ihr eine Neuigkeit, Jakob Neelsen? Ha! Ha! Ha! Lacht 'n aus, Leute! Dem

Jakob Neelsen ist der Einsturz des Stöerdammes noch eine Neuigkeit!"

Allgemeines Gelächter erschallte.

„Nun, nun! So gar alt ist's doch nicht. Es ist Niemand darüber weggestorben."

„Nein, Niemand als die Tausende, welche die Schlachtfelder decken, wo die schwarze Margarethe und ihre tolle Schaar die Sicheln schwangen."

„Ha! ha! Wie das vornehm klingt. Man hört's doch gleich, daß Ihr ein Gestudirter habt werden wollen."

„Bin's geworden, Landsmann."

„Ja wohl, bis zum hochpeinlichen Examen. Damals war es, als Euer Vetter, der Doktor, sagte, Ihr hättet's Fieber gekriegt."

„Für diese Bosheit sollte ich Euch die Zähne einschlagen, und ich würde es thun, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr sie gleich zu etwas Besserem gebrauchen müßtet."

„Und wozu denn, Ihr Naseweis? Wozu denn?"

„Um die Nuß aufzubeißen, die ich Euch hinwerfen will."

„Was für 'ne Nuß? Kommt mir nicht mit Eurem gelehrten Kram. Ich verstehe nichts davon."

„Ihr seid ja wohl Rathmann der Stadt, Meister?

Nun, so müßt Ihr auch für das Wohl der Stadt sorgen. Was denkt Ihr nun, wenn die Königin hierher käme, geheim oder öffentlich, um Schutz bei uns zu suchen? Würde der Feind nicht an unsere Thore klopfen, wenn sie hier herbergte? Und wer würde von dem Klopfen am meisten leiden?"

„Wir! Wir!" riefen die Umstehenden.

„Es ist keine Frage, er würde uns die Häuser über dem Kopf anzünden."

„Ich thät's an seiner Stelle."

„Unsere Weiber und Kinder würde er ermorden!"

„Und uns selbst! Puh! Ich mag nicht daran denken."

„Nun, Herr Rathmann! Ihr steht da und sperrt den Mund auf. Wollt Ihr uns nicht sagen, was Ihr in dem Fall für das Wohl Eurer Mitbürger zu thun gedenkt?"

„Ja, redet! Redet, Herr Rathmann!"

„Der junge Mann hat Recht! Wir wollen wissen, was die Herren vom Rathe thun würden."

Der in die Enge getriebene Rathmann trocknete sich den Schweiß von der Stirn:

„Wer fällt bei wichtigen Dingen so mit der Thür ins Haus? Erst laßt einen solchen Fall eintreten, dann wird sich auch der gute Rath finden."

„Der Fall ist eingetreten.“

„Ihr faselt.“

„Königin Margarethe ist in Flensburg.“

„Was? Ist es möglich? Die Königin?“

„Sie will sich hier festsetzen und dem holsteiner Herzog trotzen. Andere sagen, sie wolle von hier aus zur See weiter flüchten.“

„Das ist eine schreckliche Zeitung.“

„Es kommen schlimme Tage für uns Flensburger. Setzt sich Margarethe hier fest, so haben wir Belagerung, Sturm, theure Zeit und alle Pestilenz. Lassen wir sie laufen, müssen wir's ausbaden, daß wir sie nicht gehalten.“

„Was sollen wir denn aber thun?“

„Die Königin ist eine große Jägerin. Sie hat manches Treibjagen gehalten auf Thiere und Menschen. Lerne sie denn von uns, wie dem gehetzten Hirsche zu Muthe ist. Stellt ein Treibjagen an, durch die Straßen der Stadt. Durchsucht alle Gassen und Winkel, bis Ihr sie aufgefunden habt, und jagt sie dann durch das angelweit aufgesperrte Thor dem Holsteiner gerade entgegen.“

„Hussah! Stimmt ein Jagdlied dazu an! Singt! Singt!“

„Hierher ein Haufe! Dorthin ein anderer! —

Umstellt die Gassen und Höfe, die nach dem Hafen hinabführen."

„Gebt Acht auf die Schiffe!"

„Hussah! Hussah!"

Die wildgewordenen Massen stürmten fort.

„Nun, Herr Rathmann! Wie gefällt Euch diese praktische Anwendung meiner gesammelten Studien?"

„Ihr seid ein gefährlicher Mensch. Gebt Raum und laßt mich ungehindert meiner Wege gehen."

„Den Teufel sollt Ihr! Ihr seid ein Vater der Stadt und müßt als solcher für ihr Bestes sorgen, und dazu will ich Euch sogleich anspornen lassen. — He! Hollah! Ihr Leute! Warum habt Ihr Maulaffen feil!"

„Es hat uns Niemand gedinget."

„Der Bursche ist bibelfest. Da, der Herr Rathmann dingt Euch. Ihr sollt ihn begleiten. Er weiß die Spur der Königin, aber seine Füße sind matt, und wollen ihn nicht tragen."

„Wir nehmen ihn auf die Schulter! Kommt, Herr! Ho! Hig!"

„Kommt! Kommt!"

„Hussah! Hussah!"

Es war eine finstere Nacht.

Glücklich hatten die Königin und Larwig Danewerk verkleidet die Stadt erreicht, und irrten nun in den Straßen umher, umwogt von der Masse des Volkes und beschirmt von der Hand der Vorsehung, daß sie nicht erkannt wurden.

„Hört Ihr nicht das drohende Geschrei? Schlagt Eure Augen zu Boden, damit ihr Zornesfunkeln nicht die Aufmerksamkeit der Menge erregt. Vorsichtig, theure Herrin, vorsichtig!"

Die Königin gehorchte dem Diener. Sie hielt den Blick zu Boden geschlagen, die Lippen fest aufeinander gepreßt. So schritt sie, den Arm auf die Schulter ihres Führers gestützt, stumm neben diesem her.

Lange Zeit hielt sie sich aufrecht, den stürmenden Haufen bald hier, bald dort ausweichend; aber endlich vermochte der geschwächte Körper der regeren Geisteskraft nicht mehr zu gehorchen. Sie stand still und flüsterte:

„Ich kann nicht weiter!"

„Nur jetzt verzagt nicht! Seht, diese taumelnde Menge vor uns. Wenn wir glücklich an ihr vorüber sind, entdecken wir vielleicht einen Schlupfwinkel, wo wir uns verbergen können... Aufrecht, theure Fürstin!"

Aber die Kraft der Königin war dahin. Ihre Kniee brachen zusammen, ihre Augen schlossen sich, eine tiefe Ohnmacht hielt sie umfangen.

Ein Haufen Müßiggänger umringte den Junker: „Was gibt's hier? He?"

„Wer fiel hier um?"

„Ein altes Weib. He, Nachbarin, schaut her! Kennt Ihr's?"

„Kenn's nit. Wer mag's sein?"

„Man muß sich in Zeiten, wie die heurigen, vorsehen. He! Hollah, Bursch! Beliebt's bald, zu sprechen? Wer seid Ihr und wer ist das Weib?"

Larwig entgegnete schnell besonnen:

„Heiße Larwig Holm. Hofbesitzer bin ich im Angel'schen, und das ist meine Mutter. Habe zwei Brüder, die stehen zu Felde bei den Holsteinern gegen die Dänen. Die Mutter wollte vor ihrem Tode nochmals ihre Kinder sehen. Aber wir haben sie nicht mehr gefunden, sie sind in der Stöer ertrunken."

„Wieder ein Paar Seelen, die die schwarze Königin auf ihr Gewissen hat. Gott verdamme sie!"

„Die wird noch mehr Menschenkinder mit sich ins Verderben reißen. Aber ihre Stunde schlägt auch."

„Das thut sie, Gevatter! Und die letzte Stunde

soll hell genug ausklingen, wenn sie in unsere Hände fällt."

„Na! Gott genade ihr!"

Eine alte Frau hatte sich zu der Königin niedergebückt und leistete ihr Hülfe:

„So geht's nicht. Sie muß irgendwo auf 'n Bett, damit sie sich erholen kann. He da, Ihr junges Volk, leiht mir 'mal eine Hand, daß wir sie aufrichten."

„Was schiert mich das alte Weib? Habe mein neues Wamms an."

„Solltet Euch auch nicht damit einlassen, Nele Brodersen. Wer weiß, was das Volk an sich hat."

„Ja, ja! Man weiß nicht immer, mit wem man zu thun kriegt."

„Mit einer Mutter, Du Naseweis! Mit einer Mutter, die ihre Kinder verloren hat."

„Hm! Hat ja noch den großen Bengel."

„Was schwatzt Ihr? Das todte Kind ist uns immer das liebste. Habe auch schon ihrer Drei nach dem Kirchhofe tragen lassen."

„Nun kommt sie mit ihrer Litanei von den drei todten Jungen. Laßt uns machen, daß wir fortkommen!"

Die Uebrigen verliefen sich. Die alte Frau und

Larwig Danewerk trugen die Königin in das nahe gelegene Häuschen der Witwe.

Diesem Häuschen gegenüber war eine Schenke. Darin ging es toll und wild her. Die große Gaststube war voll von Trinkern und wüsten Gesellen, die durcheinander tobten und schrieen, wie zur tollsten Faschingszeit.

Mitten in diesem Gewühl saß ein alter Kerl an einem Tische allein. Er warf seine Augen überall umher, nach einem Vortheil haschend, der ihm in diesem Tumulte werden könne.

Ein Gast trat mit einem vollen Kruge zu ihm:

„Ist's wahr, was Ihr vorhin dem Wirthe erzähltet, daß Ihr viele Jahre dem Herzoge von Holstein gedient habt als Reitersmann, und Rottmeister gewesen seid?"

Rechtschaffen habe ich gedient, mein Junge, rechtschaffen. Und es thut mir nur leid, daß ich jetzt nicht mehr mit kann, sonst wollte ich Euch zeigen..."

„Das ist brav von Euch. Da! Trinkt 'nmal. Scheint mir aber nicht, als ob Ihr sonderlich viel vor Euch gebracht hättet, wenn man nach Eurem Wamms urtheilen darf."

„Alles für die Ehre, Schatz! Alles für die Ehre! Ein ächter Reitersmann kennt nichts als die Ehre

Aber was hilft's unnütze Schwätzen? Sollen wir nicht einen Krug ausrathen? Gerade oder ungerade! Was beliebt?"

Ein Dritter trat zu dem Manne mit dem Bierkruge und zischelte ihm in die Ohren:

„Laß Dich mit dem Kerl nicht ein. Er heißt Sörens Peer, treibt sich hier schon lange umher, und ist ein arger Trinker und falscher Würfler."

Die Männer sprachen leise weiter. Sörens Peer witterte, daß von ihm die Rede sei, und spitzte die Ohren, aber er konnte nichts verstehen.

Unterdessen war ein junger Bauer in den Schank getreten und verlangte ein Maaß guten Weines.

Einer der Umstehenden hatte dieß Begehr vernommen: „Seht 'nmal! Ein Bauer und ein Maaß Wein! Habe ich mein Lebstage so Etwas gehört?"

„Wein will der Kerl trinken, Boje Larsen? Zu welchem Preise verkaufst Du denn Dein Korn, daß Du Wein trinken kannst? Hollah! Hier ist ein Bauer, der Wein trinkt."

„Ich denke, ich kann trinken, was ich will; es hat sich Niemand darum zu bekümmern."

„Nur nicht gleich grob, sonst setzt es Hiebe! Sage mir noch Einer, daß der Krieg das Land

ausgesogen hat, da die Bauern Geld zum Wein haben."

Der junge Bauer hatte sein Maaß empfangen, und wollte sich entfernen.

Der Schenkwirth rief ihm nach:

„Was lauft Ihr denn? Kriegt ja noch Geld zurück."

„Behaltet's einstweilen als Pfand für den Krug; ich komme bald wieder."

„Nun, das muß ich sagen! Bauer, bist Du ganz und gar des Teufels? Erst Wein und dann noch doppelte Zahlung? Laß Dich 'nmal näher ansehen."

„Geht mir aus dem Wege, rathe ich Euch. Meine kranke Mutter wartet auf mich."

„Laßt den Mann gehen. Was kümmert's Euch, ob er Wein trinkt, oder nicht?"

„Was mich's kümmert? Da seht 'nmal, was für 'n Gebahren er an sich hat. Steht er nicht vor uns, wie der Stadthauptmann, wenn er den jungen Zuwachs zusammenfuchtelt? Und das will 'n Bauer sein? Dahinter steckt 'ne Spitzbüberei."

Die Gruppe, die sich um den jungen Bauer bildete, vergrößerte sich. Auch Sörens Peer kam herbeigeschlichen. Seine Augen funkelten seltsamlich, als er den jungen Mann gewahrte:

„Laßt mich doch näher heran, Leute. Ich denke, den Mann da sollte ich kennen.“

Bei dem Ton dieser Stimme stieg eine hohe Gluth in das Gesicht des Bauern.

„Seht Ihr, wie er roth wird, da er mich hört und sieht? Ja, ja, wir kennen uns.“

„Da seid Ihr wohl Beide aus demselben Orte, Landsmann?“

„Sind aus einem Orte. Laßt mich nur gleich zu ihm. — Nun, Bursch, wo kommt Ihr jetzt her?“

Er führte den jungen Bauer seitwärts.

„Laßt doch sehen, was der Schenke Euch für Wein gegeben? Her mit der Kanne! Hm! Nicht übel. Ich bring's Euch, Junker.“

„Schweigt, um Gotteswillen!“

„Aha! Nun gebt Ihr klein bei. Bisher habt Ihr mich herumgestoßen, wie einen Hund, und mir Alles verweigert, wenn ich auch noch so demüthig bitten kam, mein gnädigster Junker.“

„Das lügt Ihr. Ich habe Euch stets Alles gegeben, was ich hatte.“

„Mit Recht. Die Jugend ist dazu da, ihre alten hülflosen Verwandten zu ernähren. Aber, was ich bekommen habe, ist fort, und ich verlange mehr! Mehr!“

„Ich habe nichts mehr.“

„So schaffe Dir's. Mehr Geld, sage ich! Soll ich's haben, Bursch? Oder...“

„Was?“

„Dich holt der Teufel noch in dieser Stunde. Siehst die Fratzen um uns her? Ich hetze all' das wilde Volk auf Dich.“

„Drohen? Mir drohen wollt Ihr?“

„Mit der Peitsche in der Hand. Zahlst Du?“

„Nun gewiß nicht! Eurer Drohung trotze ich, jämmerlicher Wicht!“

„Ho! Ho! Du bist gar übermüthig. Hast wohl Succurs im Hinterhalte? Wie ist mir denn? Du hier allein, der Du sonst der Schatten der Königin bist?“

„Schweigt, oder ich tödte Euch!“

„Tödten? Das geht ans Leben! — Leute! — Jeder ist sich selbst der Nächste. He, Leute!“

„Was beginnt Ihr? Seid Ihr nicht mein Verwandter?“

„Bin's gewesen bis zu dem Tage, da Du ein hochadeliger Junkherr wurdest. Von da ab war ich ein alter Hund, den Du hungern und darben ließest, während Du in Ueberfluß schwelgtest. Ja, Ihr

Leute, glotzt nur den ungerathenen Buben an. Ließ mich bei seinem Reichthum darben."

„Das lügt Ihr, alter Sünder."

„Da hört Ihr's. Er gibt mir nichts und schimpft mich noch obenein. Nun will ich aber auch kein Mitleid weiter mit ihm haben. Greift ihn Euch, Ihr Leute! Larwig Danewerk ist sein Name, und er ist der Lieblings-Kämmerling der Königin Margarethe."

Diese Worte brachten eine furchtbare Aufregung in der angetrunkenen Menge hervor. Alle stürzten auf Larwig ein. Dieser sprang zurück, er entriß einem Burschen seinen Knittel und stellte sich zur Wehre:

„Kommt an! Kommt an!"

„Seid Ihr toll, Leute? Werdet ihn doch nicht todt schlagen? Sage Euch ja, er ist der Lieblings-Kämmerling der Königin, und was weiß ich sonst noch. Wo Der ist, da ist sie auch nicht weit. Geht nur der Spur nach, so habt Ihr die schwarze Grete beim Schopfe."

„Das büßest Du mit Deinem Kopf!" rief Larwig Danewerk, voll Zorn auf den Alten eindringend.

„Er steht mir nach dem Leben! Haltet ihn auf,

Ihr Leute! Er ist eine eigensinnige Natur; ich kenne ihn. Wollen wir etwas erfahren, müssen wir ihn erst torquiren."

„Eher reißt Ihr mir das Herz aus dem Leibe, als ein Wort von den Lippen."

„Wollen's versuchen!" rief ein flinker Geselle. „Aber nur, um Dich zu bestrafen, denn wo die schwarze Grete ist, weiß ich schon."

„Nein! Nein!"

„Schlepptest Du Dich nicht vorhin mit einem Weibe in den Straßen umher? Das war sie. Und bei der alten Nele Brodersen hast Du sie untergebracht."

„Bei Nele Brodersen? Wo wohnt die?"

„Ich bringe Euch hin!"

„Hinaus! Hinaus!"

„Nur über meine Leiche geht der Weg!" schrie Larwig Darnewerk außer sich und stürzte der aufbrechenden Menge entgegen.

„Dazu kann Rath werden!" rief ein langer Kerl und hieb den Junker von hinten her so gewaltig über den Kopf, daß er lautlos zusammenstürzte. Die Menge stolperte über ihn hinweg, dem Ausgange zu, und flog mit lautem Gebrüll auf die Straße hinaus.

Sörens Peer blieb bei seinem Neffen zurück:

„Nu, nu, Schwestersohn! Was liegst Du da so stille uud hattest vorhin ein großes Maul? Dahin sollte es eigentlich nicht kommen; wollte Dir bloß für Deinen Geiz eine tüchtige Tracht Prügel zuschanzen. Prr! War 'ne tolle Geschichte! Regt sich ja noch, das junge Blut. — Hm! Wenn er sich wieder erholen könnte, möchte er doch lieber ein friedlich Gewerbe treiben, wie es Schwester Anna gewollt hat. Mir wird übel."

Vor dem Hause der alten Nele Brodersen entstand ein furchtbares Gedränge.

„Ist's hier? Ist's hier?"

„Geht nur geradezu und ohne Umstände!"

„Werft uns die schwarze Grete heraus, Ihr da vorne!"

„Erst wollen wir Raum schaffen, damit man auch hinein kann."

Und ein Hagel von Steinen flog gegen die Fenster; die Thür brach unter heftigen Stößen zusammen.

Lautes Gelächter erschallte:

„Da habt Ihr Raum!"

Durch das Gedränge schlüpfte, ungehört und ungesehen, eine nebelhafte Gestalt in das Haus. Ein blaues Flämmchen zuckte aus der Schwelle hervor, als sie darüber hinwegschwebte.

Die Königin stand in der engen Stube hoch aufrecht, nicht achtend der händeringenden Witwe, die den gefährlichen Gast verwünschte, der bei ihr eingekehrt war. Sie blickte fest nach der Thür, entschlossen den Feind erwartend, der sie zu vernichten drohte.

Der geheimnißvolle Fremde trat ein.

Bei seinem Anblick fuhr die Königin zusammen: „Hinweg! Hinweg!“

Der Fremde näherte sich ihr mit unhörbaren Schritten.

„Hinweg, sage ich Dir. Ich erkenne Dich. Du bist nimmermehr Frederik Erland's Bote gewesen. Die tobende Menge, die das Dach über meinem Haupte zertrümmert, ist mir nicht so fürchterlich, als Dein Anblick.“

Ein heiseres Lachen erscholl:

„Ich fordere, was mein ist. Ihr müßt das Wort einlösen, das mir verpfändet ward.“

„Ich habe Dir kein Wort verpfändet.“

„Ihr gewährtet mir, daß ich in Eurer Nähe

weilen dürfte, wenn Ihr am Ziel Eurer Laufbahn ständet. Dieß Ziel ist erreicht."

Er ergriff die Hand der Königin, die ihm nicht zu widerstehen vermochte, und trat mit ihr ins Freie, wo die wüsten Haufen noch ärger tobten, als vorhin.

„Was ist's für 'n Kopf, mit dem Ihr Fangball spielt?"

„Er gehörte dem Junker der Königin, der sich, als Bauer verkleidet, in unsere Schenke stahl und Wein trinken wollte."

„Ein schmucker Kopf! — Da kommt noch einer angeflogen. He! Was ist's für einer?"

„Gehörte dem alten Reiter, der uns den Junker verrathen hat. Wir fanden ihn am Boden bei dem Halbtodten, den er wieder lebendig machen wollte und zugleich gottsjämmerlich auf uns fluchte. Bei der Gelegenheit haben sie ihm den Rest gegeben."

„Ist ihm recht geschehen."

„Was wollen wir denn mit den Köpfen?"

„Wollen damit nach der schwarzen Grete werfen, wenn sie herausgebracht wird."

„Ja, wenn sie gebracht wird. Sie sind ja noch nicht 'nmal hineingegangen und hatten vorhin das große Maul."

„Was? Noch nicht hinein? Antwortet, Ihr da vorne! Warum scheert Ihr Euch nicht hinein?“

„Wir können nicht.“

„Könnt nicht? Jämmerliches Volk! Dann packt Euch und laßt uns heran.“

Die Vorderen wichen zurück und ein anderer Haufe stürmte dem Eingange des Hauses zu.

Aber Niemand vermochte die Schwelle zu überschreiten, aus welcher die blaue Flamme aufgezuckt war. Eine unsichtbare Macht warf Jeden zurück, der sich ihr nahte.

„Da habt Ihr's vor Augen!“ sprach Einer mit bebender Stimme.

„Was? Was?“

„Daß die schwarze Grete eine Hexe ist!“

„Ja! Sie hat uns gebannt!“

Das Haar der wüsten Gesellen sträubte sich.

Der Fremde trat mit der Königin heraus.

Wie vom Wirbelwinde gefaßt fuhr die Menge auseinander; eine breite Gasse entstand.

„He! He! Was soll das?“

„Wie könnt Ihr mir so auf den Leib fallen, Ihr ungeschlachter Kerl? Ich breche Euch das Genick.“

„Kann nichts dafür. Es kam mit einem Male über mich, wie das böse Zeug.“

„Ist 'n neuer Spuk von der schwarzen Grete."

„Wollt', ich wär' zu Hause."

„So lauft."

„Meine Füße sind wie angenagelt. Kann nicht von der Stelle."

„Prr! Wie kalt! Weht mich eisig an, als ob der Nordost zur Weihnachtszeit über das Fiord hinstreicht."

„Könnt's nicht sagen. Bläst mir diesen Augenblick so heiß ins Gesicht, wie es die Gluth meines Backofens nicht thut."

„Mir auch! Mir auch!"

„Das ist schrecklich! Nachbar, Ihr schüttelt Euch. Habt Ihr's kalte Fieber?"

„Hab's. Der Tod sitzt mir auf dem Nacken."

Währenddem ging der Fremde mit der Königin ungehört und ungesehen weiter. Wohin er sich wandte, wich Alles, wie vom Blitz getroffen, zurück, und es ward Raum vollauf.

Sie gelangten zum Hafen. Er war von allen Seiten scharf bewacht, und selbst auf den Verdecken der Schiffe gingen bewaffnete Wächter auf und ab. Kein Flachboot konnte den Augen dieser hundert Späher entgehen.

Und doch lag mitten unter allen Schiffen eines,

das ward von Niemanden beachtet. Es ankerte frei auf offenem Wasser und konnte von allen Seiten gesehen werden. Aber kein Boot steuerte nach dieser Richtung; kein menschliches Wesen athmete zwischen diesen Planken.

Der Fremde deutete mit der Hand auf jenes Schiff, dessen schwarzer Rumpf düster und unheimlich aus dem Wasser hervorragte.

Margarethe schauerte zusammen.

Mit starkem Arm umschlang sie der Fremde und setzte sie in dem nächsten Augenblick auf das Verdeck des gespenstischen Schiffes nieder.

Keines Befehlshabers Stimme erschallte; kein flinker Matrose flog den Mast hinan; kein Segel blähte sich im Winde; aber das Schiff fuhr dahin, ohne Steuer und Compas, an den andern Schiffen vorüber, das Fiord entlang mit stets wachsender Eile.

Kein Luftzug wehte über das Verdeck hin; das Rauschen der Fluth ward nicht vernommen.

Da zerriß das Band, das bisher die Zunge der Königin gefesselt hielt, und mit markerschütterndem Tone fragte sie:

„Wohin führst du mich?“

Vor ihnen wogte bereits das Meer. Der Fremde deutete mit der Hand dahin:

„Du hast Dich vermessen: Ich will siegen über dieß Herzogthum, oder nie in geweihter Erde ruhen."

„Halt' ein, Entsetzlicher!"

„Du hast nicht gesiegt. Dort ist Dein Grab."

Margarethe stürzte lautlos zu Boden.

Das schwarze Schiff raste mit fliegender Eile der brüllenden See zu.

Es ist nirgends gelandet.

Kein sterbliches Auge hat Margarethe wieder gesehen. Die Schöpferin der calmarischen Union blieb spurlos verschwunden.

Das weite Meer ist ihr Grab.

Eiche unter Weiden.

Wenn man auf dem hohen Elbdeiche bei Glückstadt steht, und den Blick umherschweifen läßt über die fruchtbaren Flächen der Wilstermarsch, erblickt man mitten unter den zahllosen Weiden, welche die Gräben beschatten, eine Eiche, die ihre grünen Aeste hoch aufrecht trägt.

Da, wo jetzt die Eiche steht, sah man vor vielen Jahren nur niedriges Gebüsch. Einstmals hielten hier ein Paar Tagelöhner ihre Vesperruhe. Sie waren arme Teufel gewesen ihr Lebelang, und hatten mit aller Mühe nie etwas vor sich gebracht. Darüber grollten sie mit sich und Andern, und wenn an dem Ersten noch ein gutes Haar geblieben, der Zweite war von Hause aus boshaft und nichts Rechtliches mehr in ihm.

Der Erste stieß einen tiefen Seufzer aus und sagte, Gott sei hartherzig und lasse sich von der Armuth nicht erbitten.

Der Zweite erwiederte, da sei der Teufel besser,

und wenn man nur Courage habe, es ihm zu sagen, könne man bekommen, was man wolle.

„Das ist ein freches Wort!" sagte der Erste wieder, indem er die Krumen zusammen suchte, die ihm von seinem knapp zugemessenen Vesperbrod übrig geblieben waren. „Aber wer kann es einem Christenmenschen verdenken, daß er Nebenwege aufsucht, wenn er auf der großen breiten Heerstraße nichts finden kann?"

Ungeduldig sprang der Zweite auf:

„Was sind das Alles für Winkelzüge und jammervolle Reden! Laß uns lieber gleich frisch durchgreifen, dann ist alles Jammern mit einem Male zu Ende. Was scheere ich mich um Tugend und Gottseligkeit und Christenthum, wenn ich nichts zu essen habe, und hungern muß, daß mir die Schwarte knackt? Hier, Teufel! Da bin ich! Kannst mich haben zu jeder Stunde, und wenn Du mir gibst, was ich brauche, so frage ich nichts darnach, wann und wo Du mich holst."

Da hörten Beide unsern Tritte und sie zogen sich mit leisem Schauer dichter in den Busch zurück, um zu sehen, was es gäbe, denn die Teufelsbeschwörung war ihnen doch aufs Herz gefallen und sie meinten,

der Böse könnte ihnen zur Zeit Wort halten. Es kam aber die Straße ein Handelsmann, wie sie zu allen Zeiten auf dem Lande umherzuziehen pflegen, des Weges geschritten und ließ sich am Eingange des Gebüsches nieder. Der Mann schien ungemein fröhlich, denn er hatte seinen ganzen Vorrath verkauft, und ließ das daraus gelöste Geld mit leisem Kichern von einer Hand in die andere gleiten.

Der Klang des Goldes und Silbers schreckte die beiden Burschen auf. Es dünkte ihnen der Reichthum der Welt zu sein und sie fühlten's nicht, daß in diesem Augenblicke der Teufel schon seine Krallen nach ihrer Seele ausstreckte. In ihrem Kopfe malte es sich immer heller aus, was für ein Herrenleben sie führen würden, wenn jene Thaler und Schillinge die ihrigen wären; sie sahen sich darauf an und verstanden sich. Als nun der Handelsmann sein Geld mehrere Male durchgewühlt und wieder sorgsam in den Ledergurt gesteckt hatte, legte er sich gähnend ins Gras und kaum war er eingeschlafen, als die Beiden sich auf den wehrlosen Mann warfen und ihn erschlugen, damit sie desto ungefährdeter sich seines Eigenthums bemächtigen könnten.

Während sie ihren Raub theilten und der Jüngere

weidlich um die Beute zankte, erhob sich der noch nicht zum Tod Getroffene, von Blut überströmt, und rief mit kreischender Stimme:

„Ist denn hier auf dem Felde kein Christenmensch nah oder fern, der Zeugniß ablegen kann von dem verfluchten Mord?"

Der Aeltere erbleichte und die Hände zitternd faltend, sprach er in sich hinein:

„Gott sei mir Sünder gnädig!"

Der Jüngere aber lachte laut auf, und schrie:

„Wenn's die Vögel unter dem Himmel nicht thun, wird wohl Keiner das Geheimniß ausplaudern."

In demselben Augenblicke aber rischelte und raschelte es in Busch und Röhricht, und eine fast unabsehbare Flucht wilder Enten zog mit lautem Flügelschlage vorüber.

Der zum Tode verwundete Handelsmann erhob die Rechte und stieren Blickes nach den immer weiter entschwindenden Vögeln schauend, rief er mit hinsterbender Stimme:

„Nun, so hört Ihr denn meine letzten Worte; hört es, wie ich meine Mörder verfluche, und thut es vor aller Welt kund, was hier geschehen ist."

Und als er das gesagt hatte, sank er zu Boden und gab seinen Geist auf.

Dem Aelteren ward bei dieser Verwünschung nicht wohl zu Sinn, der Jüngere aber lachte über den Thoren von Kaufmann, der dumme Vögel als Zeugen vor Gericht lud, und spottete seines furchtsamen Genossen. Darauf verscharrten sie den Leichnam und gingen mit ihrem Raube, Jeder seine Straße.

Als aber am andern Morgen Leute des Weges daherkamen, sahen sie mit Staunen, daß der ganze Busch vertrocknet war, und an dessen Stelle ein blutrothes Kraut aus dem Boden aufsprießte.

Ein Jahr verstrich.

Ohne es miteinander verabredet zu haben, vermieden sich die Mörder gegenseitig und lebten für sich, Jeder nach seiner Weise. Der Eine kaufte sich von seinem Raube ein Stückchen Land, freite eine muntere Dirne, die ihm Haus und Garten zubrachte, und hielt musterhafte Ordnung auf seinem Hofe, so daß es schien, das Glück könne auch bei einem Mörder einkehren, denn was er unternahm, das gerieth ihm wohl.

Der Zweite aber, der nie eine sonderliche Lust zur Arbeit verspürt hatte, legte Hacke und Schaufel

ganz und gar aus der Hand, verpraßte seinen Antheil, indem er von Dorf zu Dorf zog mit lüderlichen Burschen, und trieb sich dann von einem Gehöfte zum andern tagelöhnernd umher, voll Ingrimm gegen Jedermann, besonders aber gegen den Genossen seiner That, der im wachsenden Wohlstande lebte und die rasch wiederkehrenden Forderungen um Unterstützung stets barscher zurückwies.

Bei jeder neuen Zusammenkunft wuchs die Erbitterung zwischen Beiden, und der Zweite stieß immer heftigere Drohungen aus. Es hatte schon viele arge Scenen gegeben, als sie endlich auch auf der Brockdorfer Kirmes zusammentrafen. Der wüste Geselle forderte abermals und mit befehlendem Tone viel Geld, und als es ihm verweigert ward, rief er:

„Ich bringe Dich unter's Beil!"

„Das thust Du nicht," entgegnete der Andere, „denn es wäre auch Dein Letztes."

„Lasse es darauf nicht ankommen!"

„Thue, was Du willst, aber daß Du es weißt, ich gebe Dir ein für alle Mal kein Geld mehr zum Verprassen!" antwortete der Erste und ging seiner Frau entgegen, die ihn aufzusuchen kam.

„Höre Du!" rief der Wüstling ihm nach, „das

soll Dich in Ewigkeit gereuen. Dich soll noch heute der Teufel holen!"

„Ich fürchte Dich nicht!" entgegnete sein Kamerad mit halber Stimme und versuchte im Weitergehen mit seiner Frau einige Scherzreden; aber ihn überfiel ein Frösteln, er fühlte sich unbehaglich unter der jubelnden Menge und begehrte nach Hause zu gehen.

„Das kommt davon, wenn Du Dich mit solchen Kerlen herumärgerst!" sagte die Frau und ging willig mit. Einige Nachbarn schlossen sich an. Der Andere hatte die Kirmes längst verlassen.

Die Frau führte ihren Mann, der immer bläßer wurde, und flüsterte dem Nächsten ihrer Nachbarn zu:

„So ist er schon seit längerer Zeit. Es steckt ihm etwas im Gemüthe, meine ich. Er hat in jüngeren Jahren mit schlechten Menschen Verkehr gehalten, und heute noch kam ihm Einer seiner früheren Kameraden in den Weg. Seitdem hat er das Frieren."

„Gott wird's ihm zum Guten wenden!" entgegnete der Nachbar und zischelte dann, etwas zurückbleibend, den Uebrigen zu:

„Mir gefällt's nicht!"

Plötzlich stand Einer der Vorausgehenden still:

„Wir sind beim rothen Kraute. Da soll man nicht vorbeigehen, ohne ein Vater unser zu beten, denn hier haben sie einstmals einen Mord begangen."

„Wer? Wer?" fragte der vom Fieber Geschüttelte.

„Was weiß ich! Aber der Mörder muß nicht weit sein, denn das Kraut blutet."

Das Kraut hatte die Blätter, die es sonst üppig wuchernd weit über den Boden von sich streckte, eng zusammen gezogen, und aus den Stengeln rann ein rother Saft, der anzuschauen war, als ob es Blutstropfen wären, die zur Erde fielen. Der Fieberkranke riß sich fast gewaltsam von dem Arm seiner Frau, es trieb ihn unwillkürlich zum Kraut, und er blieb wie angewurzelt davor stehen.

In diesem Augenblicke kam auch der zweite Mörder daher; er hatte neues Geld herbeigeschafft und wollte zur Kirmes zurück. Fluchend taumelte er auf seinen Genossen zu und verlangte barsch, er solle ihm aus dem Wege gehen.

Da rischelte und raschelte es auf einmal in Busch und Röhricht, ein lautes Klappern und Flügelschlagen wurde gehört, und eine große Flucht wilder Enten stieg plötzlich in die Luft.

„Das sind des alten Eckern Enten!" rief laut

lachend der wüste Geselle. Aber der Andere vermochte den Mund nicht zu öffnen.

„Eckern's Enten?" fragte Einer der Umstehenden. „Was bedeutet das?"

„Ich weiß nicht, Nachbar. Aber, wenn mir recht ist, war das der Name eines alten Handelsmannes, der Jahre lang von Dorf zu Dorf zog mit seinem Kram und dann plötzlich verschwand. Sie munkelten überall, der Mann müsse erschlagen sein. Gebt Acht! Das ist ein Gotteszeichen!"

Und das Gotteszeichen traf die Schuldigen. Kaum hatte jener das verfängliche Wort gesprochen, als er, wie vom Blitz gerührt, stehen blieb und unverwandten Blickes den Vögeln nachschaute, die flatternd und schreiend mit dem Strome fortzogen. Sein Gefährte aber riß sich von der Frau los, warf sich in die Kniee und schrie laut:

„Ich will Alles bekennen!"

Da bemächtigte man sich der Beiden und führte sie zum Richter. Die Stelle, wo das rothe Kraut aus dem Boden sprießte, wurde aufgewühlt, und man fand das Skelet. Die Mörder gestanden und wurden hingerichtet.

Auf der Stelle aber, wo der Mord geschah,

pflanzte man, zum Gedächtniß des Erschlagenen, einen Eckern- oder Eichbaum, als Wahrzeichen einer längst verübten und spät gesühnten Unthat.

Und so wiederholt sich hier im Norden, unter ganz anderen Umständen und Verhältnissen, zum Erstaunen des Forschers, die Sage von den Kranichen des Ibykus, jenes frommen Sängers, der von frecher Räuberhand in Poseidon's Fichtenhain erschlagen ward.

Düerhues.

(Theuer-Haus.)

Mutter Harmsen sah ihren Sohn bekümmert an: „Du solltest das aufgeben mit der Anna Larwig. Das Mädchen trägt die Nase viel zu hoch für Dich und ist es gar nicht werth, einen so schmucken Bräutigam zu haben. Laß die Dirne laufen, Peter Harmsen, und sieh Dich nach einer Anderen um; es sind noch viele hübsche Mädchen in Tondern. Lasse sie laufen, sage ich Dir!"

„Ich kann nicht, Mutter! Wenn ich die Anna lassen muß, ist es mein Tod."

„Du bist meines Alters Stab und meine Stütze, Peter Harmsen. Ohne Dich muß ich betteln. Bleibe da weg, Kind! Mir ahnet ein Unglück."

„Mag sein! Ich kann nicht von ihr bleiben. Aber ein Ende soll gemacht werden, das verspreche ich Ihr. Anna ist heute bei ihrer reichen Base am Markte gewesen, vielleicht thut die ein Uebriges. Lasse Sie mich gehen, Mutter; ich will wissen,

woran ich bin. So oder so! Es muß biegen oder brechen; sie soll es rund heraus sagen, ob sie mich will oder nicht."

„Sie will Dich nicht, Sohn!"

„Nun, dann helfe Euch Gott! Der hochmüthigen Mutter ist es im Wege, daß ich nur ein Schuster bin, und seit der reiche Brauherr Tönnies gesagt hat, die Anna Larwig sei ein schmuckes Ding, worauf sich die Mutter etwas einbilden könne, ist vollends kein Auskommen mit ihr. Nun, ich werde bald wissen, woran ich bin. Adieu, Mutter!"

„Bleib, mein Sohn, bleib!" rief Frau Harmsen dem Forteilenden nach. „Umsonst! — Er hört mich nicht. — Mir ist ganz angst und bange geworden. Meine Kniee zittern; ich muß mich einen Augenblick niederlegen. Ach Gott! das Alles nimmt gewiß kein gutes Ende."

Unterdessen war Frau Larwig, die Mutter einer schönen Tochter und die Witwe eines Rathsdieners, in der Küche beschäftigt, die Mittagskost in die irdene Schüssel zu thun, und brummte vor sich hin:

„Das ist heute einmal wieder in ganz Tondern ein Lärmen, daß man nicht weiß, wohin man sich flüchten soll. Seit dieser Wallensteiner im Lande

hauset, ist weder Ruhe noch Frieden, und das Kriegsvolk hanthiert bei Tag und bei Nacht in den Straßen und in den Häusern, als hätte der leidige Gott sei bei uns seinen Einzug gehalten. — Wo steckt denn die Anna? — Gewiß ist der Schuster wieder da! — He, Anna! Wo bist Du?"

Aber Anna hatte oben im Stübchen vollauf damit zu thun, ihrem Bräutigam Peter Harmsen zu schildern, daß die Hoffnung, welche sie auf die reiche Base wegen einer Aussteuer gesetzt, zu Wasser geworden sei. Und da würde es wohl noch eine feine Weile Zeit haben mit der Hochzeit, wenn überhaupt etwas daraus werden könne, meinte sie schnippisch.

„Das dachte ich, daß sie da wieder beisammen stecken und plaudern würden!" brummte die Mutter beim Eintreten und setzte in ihrem Aerger die Schüssel so stark auf den Tisch, daß sie auseinander sprang und die Biersuppe auf die Erde floß:

„Da haben wir's! Wenn die Armuth nichts haben soll, verliert sie das Brod aus der Kiepe. Das Unglück ist bei uns eingekehrt, seit..."

Sie schwieg verdrießlich.

„Sage Sie es nur gerade heraus!" fiel Peter Harmsen ein, „seit der Schuster zu mir ins Haus

gekommen ist; der Schuster, der nichts hat, als ein redliches Herz und einen guten Willen."

„Dafür kauft man höchstens Pech, aber kein Leder!" schob die Alte ein.

„Das thut mir nicht weh! Ich sehe schon lange, wie hier die Sachen stehen. Die Anna ist mir wohl ein Bischen gut, aber so, wie ich sie liebe, mit ganzem Gemüthe, liebt sie mich nicht wieder, sonst fragte sie den Henker nach der Aussteuer, wenn sie mich nur bekäme. Ihr aber, Mutter Larwig, habt mich von Anfang an nicht leiden können, und duldetet mich nur, weil ich von meinem alten Ohm auf Angeln fünfhundert schwere Thaler erben sollte. Als aber daraus nichts geworden ist, hättet Ihr mich gern zum Hause hinausgewiesen, wenn es mit Ehren hätte geschehen können. Länger aber halte ich das Maulen nicht aus, und ich will gleich dem Dinge ein Ende machen, so oder so."

„Um Gottes Willen, Peter Harmsen, was sind das für Reden!" sagte die Braut.

Die Mutter aber fuhr belfernd dazwischen:

„Laß Du den Großprahler nur laufen! Du bist ein hübsches Mädchen, flink und adrett, und solche Männer kriegst Du Zehn für Einen."

„Schon gut. Es ärgert mich nur, daß ich Euch

bis dahin so wenig gekannt habe, Frau Larwig. Mit Euch habe ich weiter nichts zu schaffen; aber mit Eurer Tochter muß ich noch ein Wort reden. Anna, Du kennst mich lange; weißt, daß ich arm bin, und Dir kein Freudenleben bieten kann. Aber wenn man sich recht lieb hat, ist das eitel Tand. Also frage ich Dich, ob Du mich so liebst, wie ein christliches Weib ihren Mann lieben soll, und Dich über die leeren Brautkisten wegsetzest, dann will ich noch heute das Aufgebot bestellen."

„Gleich das Aufgebot?" stotterte Anna. „Wo denkst Du hin?"

„Es ist schon gut, Kind!" sprach Harmsen schnell. „Deine sauere Miene, als ich heute früh eintrat, und der freundliche Blick, den Du gestern dem reichen Brauherrn zuwarfst, ersparen Dir das weitere Reden. Werde eine reiche Frau, thu', was Du willst; ich frage nichts mehr darnach. Fort gehe ich ins Elend und sollte ich Leib und Leben verlieren."

Die Alte tobte und schalt hinter dem Forteilenden her und hatte für den Rest des Tages genug zu thun, allen Nachbarn zu erzählen, daß sie dem miserabeln Schuster den Stuhl vor die Thür gesetzt habe und ihn, Gott sei Dank, endlich los sei.

In der stattlichen Schenke „zum gelben Reiter,“ die dazumal in Tondern wohl bekannt war, herrschte bereits vom frühesten Morgen ab ein lebendiges Treiben. Das ganze Erdgeschoß war mit Soldaten angefüllt, die zur Nacht in Tondern eingerückt waren, und das Trinken, Lärmen und Fluchen hatte kein Ende

Der reiche Brauherr Tönnies, der ein Auge auf die schöne Anna geworfen hatte, war mitten darunter und rieb sich fröhlich die Hände, denn je mehr Krüge leer, desto voller sein Säckel. Er hatte für alle Ankommenden ein Wort, und als nun auch Peter Harmsen in großer Aufregung eintrat, rief er ihm entgegen:

„Guten Tag, Schuster! Was will der Schuster hier?“

Peter Harmsen brauste auf:

„Des Schusters Leisten ist hart genug, um Dir Deinen harten Schädel mürbe zu klopfen. Schier' Dich nach einem Kruge Bier für mich!“

Aber anstatt diesem Begehren des Trotzkopfes zu willfahren, schleuderte der Brauherr den zinnernen Deckelkrug, den er gerade zur Hand hatte, dem Schuster so heftig gegen den Kopf, daß dieser zurücktaumelte und zu Boden fiel.

Die anwesenden Gäste, meistens Soldaten und junges, lediges Volk, das Gefallen fand an dem wüsten Treiben oder Lust hatte, sich werben zu lassen, warf sich dazwischen und nahm Parthei für den Einen oder für den Anderen. Es drohte, ein arges Scharmützel zu werden, als zur rechten Zeit ein Paar Offiziere eintraten und mit vieler Mühe die Ruhe wieder herstellten. Als Peter Harmsen zur Besinnung kam, war die große Gaststube leer und nur ein dänischer Werber stand, wohlgefällig lächelnd, vor ihm:

„Du gefällst mir, Kamerad. Solche resolute Leute wie Du, machen allemal ihr Glück in der Welt, wenn sie es nicht selbst muthwillig verschlagen. Solltest ihm die Hand bieten, dieweil es noch da ist."

„Was schiert mich's Glück!" grollte jener. „Laßt mich an die Schenke! Ich habe Durst."

„Hier, mein Junge! Ein schäumender Krug. Es gereicht mir zur Ehre, mit einem so braven Kerl zu trinken. He! Noch einen Krug! Komm, Junge, stoße an! Es lebe der König von Dänemark!"

„Meinetwegen mag er leben, so lange er will."

„Recht! Ein ordentlicher Kerl bewahrt seinem Könige immer den Respekt, absonderlich, wenn er von ihm solche Geschenke bekommt."

Mit diesen Worten drückte er dem Jüngling ein Paar Goldstücke in die Hand.

„Was soll das, Herr Offizier? — Ja, wenn ich die hätte, und ein hundert ihrer Brüder dazu, dann wäre ich der alten Hexe und ihrer hochmüthigen Tochter gerade recht.“

„Stecke ein, Jung'chen, stecke ein! Und nun trinke noch einmal mit mir, aber rechtschaffen. Angestoßen! Es lebe der König!“

„Er lebe!“ schrie Peter Harmsen und leerte den Krug mit einem Zuge.

„Das ist brav, mein Junge! Zwei Goldstücke hast Du, und die übrigen folgen nach, denn ich hoffe, Du wirst ein tüchtiger Soldat sein, welcher der ganzen Armee zum Muster dienen kann!“ sprach der Werber.

„Was ist das? Was bin ich?“

„Soldat, mein Junge. Hast Du nicht Handgeld genommen, und vorher und nachher auf des Königs Gesundheit getrunken? Es lebe der König! hast Du gerufen und das Geld in die Tasche gesteckt. Jetzt geht's in den Krieg! Hussah! freue Dich — und nicht gemuckst, sonst setzt es Hiebe!“

„Also Soldat? Mich schiert's nicht!“ rief Peter

Harmsen, auf den das starke Bier seine Wirkung nicht verfehlte. „Hollah! Einen neuen Krug hierher! Ich will's der alten Mutter Larwig zubringen, und sie wird mir Bescheid thun, denn ich bin ein reicher Kerl für drei Stunden."

Er griff nach dem neuen Kruge und trank hastig. Sein Kopf schwindelte und er sank auf die Ofenbank, das Auge geschlossen, die geballte Faust gegen die convulsivisch arbeitende Brust gepreßt.

Der Werber sah sich um. Er glaubte allein zu sein, aber ein dunkler Schatten bewegte sich hinter seinem Rücken.

„Das war wieder Einer!" sprach er, in sich hineinlachend, „Mein Handel geht gut."

Der Brauherr Tönnies ging unterdessen ärgerlich im Vorderhause auf und ab, ohne auf das begütigende Zureden einiger Bürger zu hören, die dort ihr Bier in Ruhe trinken wollten.

„Hole der Teufel die Offiziere! Was haben sie in meinem Hause zu thun und die Gäste zu verjagen? Ich mache den größten Schaden heute. Und aus der Rauferei ist auch nichts geworden. Sie war schon

lustig im Gange. Der Schuster hätte sicherlich Eines dabei abgekriegt."

Er war in seinem Aerger viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um darauf zu achten, was in seiner Nähe geschah. Die Uebrigen aber steckten die Köpfe zusammen und flüsterten angelegentlich miteinander:

„Das soll leer sein in der großen Gaststube? Das ist all' meine Lebstage nicht wahr!" sagte der Eine.

„Hört nur, wie sie drinnen schreien!" sagte ein Zweiter. „Es sind zwei Stimmen, eine lauter, als die andere. Nun, Gott Dank! daß man damit nichts zu thun hat."

„Um Gott, Leute!" schrie ein Dritter, der neugierig etwas näher geschlichen war. „Hört Ihr nichts?"

„Was denn noch? Ja, meiner Seele! Geschrei und Gestampf! Sie balgen sich drinnen. Nachbar Tönnies! Es ist Mord und Todtschlag bei Euch!"

„Laßt mich in Ruhe!" rief dieser, aber von Allen in seinem Laufe angehalten, vernahm er mit ihnen das Klirren einer Waffe, die zu Boden fiel.

„Begreif's nicht. Es muß drinnen spuken."

Gleich darauf hörte man einen dumpfen Fall.

Dann blieb Alles still.

„Hört, Ihr Leute," sagte der Wirth nach einer

Pause. „Es ist meine Pflicht, nachzusehen, was es da gegeben hat. Wir wollen zusammen nachsehen. Das Bier, was Ihr getrunken, kommt nicht auf den Kerbstock, und nachher bringe ich noch einen besonderen Krug zum Gratial. Kommt mit!"

Die Männer setzten sich nach der großen Gaststube in Bewegung.

Bei ihrem Eintritte in dieselbe schrieen sie laut auf. Am Boden ausgestreckt lag der Werber, einen Stich mitten durch das Herz; das Blut strömte noch immer aus der Wunde hervor.

„Mord! Mord!" riefen die Bürger. „Wo ist der Mörder hingeflüchtet?"

„Der Fluch ist in mein ehrliches Haus gekommen!" schrie der Wirth. „Sie haben einen Menschen darin erschlagen, und nun wird das Gras auf der steinernen Schwelle wachsen."

„Laßt uns näher treten!" sagte ein besonnener Mann, und blieb gleich darauf mit einem Ausrufe des Staunens vor der Ofenbank stehen.

Da lag Peter Harmsen, ganz betäubt und mit Blut befleckt; die linke Hand war geballt, in der rechten hielt er den Degen des Werbe-Offiziers; sein Gesicht war gräßlich verzerrt.

„Da habt Ihr den Mörder!“ rief der Bürger. „Der Himmel hat ihn mit Ohnmacht geschlagen und bei seinem Opfer festgehalten. Nachbar! sagt Ihr nichts dazu?“

„Schuster! Schuster!“ rief der Brauherr. „Nun, den Kerl bin ich los! — Kommt ihm nicht zu nahe! — Wir wollen ihn aus der Ferne bewachen, und Einer von Euch läuft während der Zeit zum Bürgermeister.“

Die Stadtknechte kamen. Peter Harmsen ward aus dem Schlafe gerüttelt und zu der Leiche geführt. Er schrie laut auf, schleuderte den Degen weit von sich weg und betheuerte laut seine Unschuld. Aber alle Beweise waren gegen ihn; er ward mit Ketten belastet und zum Rathsthurm abgeführt.

Auf dem Platze vor dem Rathhause waren viele Neugierige versammelt, die gruppenweise die Köpfe zusammensteckten.

„Nun, Nachbar! Was hört man Neues von drinnen? Macht der Kerl das Maul auf?“

„Wird wohl bald müssen, Meister Ohlsen. Sie haben ihn ja schon so auseinander gereckt, daß der

Mond durch ihn wegscheint. Aber so geht's den Großmäulern."

„Ja, ja, Nachbar! So geht's! Ist ein hartnäckiger Bursche. Dreimal hat er die Tortur überstanden. Den spanischen Stiefel und was weiß ich Alles sonst noch, hat er angehabt, und nichts gesagt. Aber unser Thing versteht keinen Spaß, und ..."

„Er hat bekannt! Er hat bekannt!" rief ein Mann, der aus dem Rathhause kam. „Er hat den Offizier, der ihn ganz nach Herkommen angeworben, durch und durch gestochen."

„Nun muß er hängen! Da hilft bei Gott keine Gnade! Er muß!"

„Und wann geschieht das?"

„Morgen, guter Nachbar! Morgen Mittag mit dem Schlage Zwölf könnt Ihr's mit ansehen."

„Morgen schon? Das ist schade! Wenn es doch ein Paar Tage später wäre! Uebermorgen kommt mein Brudersohn aus Husum; der hat sein Lebstage dergleichen nicht gesehen."

Da kam schmunzelnd der Brauherr Tönnies daher. Sein Gesicht glühte wie eine Feuerkugel und seine Augen blinzelten, denn er war bei der Frau Larwig gewesen, und hatte von ihrer schönen Tochter Anna das Jawort erhalten.

„Guten Morgen, Herr Tönnies! Ei, Ihr lacht ja mit dem ganzen Gesichte. Ist's nun endlich richtig mit der Bräutigamschaft?"

„Sprecht bei mir vor und nehmt mit einem Kruge Lagerbier vorlieb, dann sollt Ihr Alles hören!" sagte der Brauherr vornehm. „Ist der Schuster geliefert?"

„Ja! der ist hin."

„Geschieht ihm recht. Es empfängt Jedermann auf Erden, was seine Thaten werth sind."

„Das ist recht brav gedacht, Herr Tönnies."

„Meiner Braut war der Kerl schon immer widerwärtig, und die Mutter hat ihn sich zur rechten Zeit vom Halse geschafft. Kommt zum Trunke, ihr Herren! Ich höre, daß des Kerls Mutter, die alte Spinnfrau Harmsen, den Verstand verloren haben soll."

„Wird wohl ihr Lebstage keinen gehabt haben, Herr Tönnies."

„Kann auch sein. Was ist an dergleichen Bettelpack gelegen?"

„Gar nichts. Und der Stadt wird eine neue Last aufgebürdet."

Als die Männer mitsammen weiter gingen, ward auf dem Rathhause das Armensünder-Glöcklein geläutet, zum Zeichen, daß der Angeklagte verurtheilt sei.

Zehn Jahre waren seit Peter Harmsen's Hinrichtung verflossen. Kein Mensch in Tondern dachte mehr an den armen Schustergesellen und eben so wenig an seine alte Mutter, die verborgen in einem Winkel lebte und kein Wort sprach, als das Eine:

„Armes Kind!"

Die junge Frau Brauherrin hatte ihre Mutter begraben, und herrschte nun ganz allein als strenge Gebieterin über das Haus und den Mann dazu. Die Gäste im „gelben Reiter," die sonst vor dem großmäuligen Brauherrn Respekt gehabt hatten, machten's jetzt wie seine Frau, und hielten ihn zum Narren. Er trank sich dann aus Aerger voll und schwankte brummend in sein Kämmerlein.

Eines Abends war er schon zur Schenkstube hinaus, als ein Fremder, triefend vom Regen, eintrat und dem Ofen zuschritt. Sein Auge irrte unstät umher und die Gäste ängstlich musternd, setzte er sich nieder.

„Was ist das für ein seltsamer Geselle?" flüsterte ein Gast seinem Nachbar zu.

„Weiß nicht. Aber es wird mir ordentlich unheimlich in seiner Nähe."

„Kann nicht sagen, wo ich das Gesicht hinbringen

soll," sprach ein Dritter, „gesehen habe ich es irgendwo."

„Habt Ihr, Meister Ohlsen? Ich nicht. Aber der Mann ist nicht erst jetzt angekommen, denn schon gestern und heute läuft er in Tondern umher. Ich glaube, er ist fortwährend auf den Füßen, denn bei meiner Werkstatt kam er allein dreimal vorbei."

„Ist nicht gut sein in der Nähe dieses Menschen," meinte ein Anderer, „und überdieß ist es spät genug. Laßt uns nach Hause gehen!"

Die Bürger brachen auf und nur Meister Ohlsen blieb sitzen, weil ihm der Fremde lebhaftes Interesse einflößte.

Einer der Bürger wandte sich noch in der Thür nach ihm um und rief:

„Ohlsen! Ohlsen! Kommt mit, Ohlsen!"

„Gleich," antwortete dieser, und in demselben Augenblicke sprang der Fremde auf und schrie:

„Wer ruft mich?"

Da fiel es dem Meister wie Schuppen vor den Augen und er erkannte seinen ehemaligen Gesellen, der mit ihm denselben Namen führte, und vor zehn Jahren aus der Stadt spurlos verschwunden war:

„Geselle, woher kommst Du und wo bist Du

gewesen bis dahin? Mensch! Du siehst ja aus, als ob der Teufel Herberge in Deiner Seele genommen hätte."

Der Geselle lief herzu und faßte krampfhaft die Hand seines Meisters:

„Ich bin lange auf der Wanderschaft gewesen. Ich habe Vieles gehört und gesehen, aber ich darf es Niemanden sagen, und das stößt mir das Herz ab."

„Ihr hättet Euch mit Euerm dummen Weglaufen bald großen Schaden gethan!" fuhr der Meister fort. „Euer Vermögen, das Ihr vom Vater ererbtet, hat das Gericht in Verwahrung. Bald wär's verjährt gewesen, und damit ist nicht zu spaßen, denn der Alte hat etwas Tüchtiges vor sich gebracht."

„Ich habe nichts in der Welt, gar nichts!" rief jener leidenschaftlich. „Nicht einmal einen Stein, worauf ich mein Haupt in Frieden niederlegen kann."

„Das ist nichts als Faselei, die Euch in der Leute Mäuler bringt, wenn Ihr sie laut ausschwatzt. Nehmt Hut und Stock, und kommt mit mir. Ich will Euch für die Nacht Herberge geben, und dann sprechen wir morgen vernünftig miteinander weiter."

Die Männer gingen. Der Fremde war still und legte sich folgsam auf das Bett, das sein Wirth ihm

anwies. Dieser beobachtete ihn genau, und sagte vor sich hin:

„Er war übermüdet und ist gleich eingeschlafen. Aber richtig ist's nicht mit ihm; in seinem Gemüthe geht etwas vor."

Der Meister wollte das Kämmerlein schon verlassen und griff nach der Lampe, als der Fremde bang aufathmete und schrie:

„Meister Ohlsen! Meister Ohlsen!"

„Was wollt Ihr, Geselle?" fragte dieser und leuchtete dem Burschen ins Gesicht, aber der schlief ruhig weiter.

„Das ist absonderlich seltsam!" sprach der Meister, mit einem leichten Schauer, die Lampe zurückziehend, als der Geselle schlafredend sagte:

„Meister Ohlsen, es ist Alles nicht wahr."

Der Meister hatte große Lust, davonzulaufen, aber es hielt ihn fest, als ob er von dem unheimlichen Gaste gebannt sei, und er fragte mit bebender Stimme:

„Was ist nicht wahr?"

„Daß Peter Harmsen den Werbe-Offizier erschlagen hat."

„So ist der arme Mensch schuldlos hingerichtet?"

„Ganz schuldlos. Er schlief schon fest, als ich

eintrat und mit dem Werber, auf den ich längst einen Zahn hatte, Streit anfing. Er wollte mir mit seiner Klinge zu Leibe, aber ich riß sie ihm weg, und stieß damit nach ihm."

„Ach Gott! das ist gräßlich!" sprach Meister Ohlsen zitternd. „Und Ihr bekennt mir diese Missethat freiwillig, als ob Ihr vor dem Richter ständet?"

Aber der Fremde antwortete nicht. Wie von Anfang an schlief er fest und nur an der convulsivischen Bewegung der Brust sah man, wie sein tiefinnerstes Gemüth in Aufregung war. Der Meister stand unschlüssig da und fuhr zusammen, als der Schläfer nach einer längeren Pause ausrief:

„Was wollt Ihr? Ich fand den Schuster schlafend auf der Ofenbank und gab ihm den blutigen Degen in die Hand, dann aber sprang ich in der nahen Kammer aus dem Fenster und suchte das Weite."

„Schrecklich! Schrecklich!" stöhnte der Meister.

„Ihr habt einen unschuldigen Mann hingerichtet!" fuhr jener fort. „Ich bin wie Kain ruhelos in der Welt umhergeirrt. Laßt mich schlafen!"

Da duldete es den Meister nicht länger im Hause. Er eilte auf die Straße hinaus und zur Wohnung des Bürgermeisters:

„Um Gott, edler Herr! Ermuntert Euch doch nur, und hört mich ruhig an. Ich habe Euch nicht um geringer Ursache willen aufgeschreckt. Vor zehn Jahren ist der arme Schuster Peter Harmsen unschuldig gehangen, und der wahre Mörder schläft in meinem Hause."

„Was sagt Ihr da?"

„Die Wahrheit, edler Herr! Kommt doch nur mit mir und überführt Euch selbst."

Der Bürgermeister ertheilte seine Befehle und ging mit dem erschreckten Meister. Als sie das Kämmerlein betraten, das Letzterer seinem Gaste eingeräumt hatte, fuhr dieser jählings auf und sah die Eintretenden starr an. Der Bürgermeister trat rasch an das Bett und fragte mit eindringlicher Stimme:

„Ist's wahr, was Du schlafend ausgesagt, daß Du ein Mörder bist? Ja, es muß wahr sein, denn das Kainszeichen steht auf Deiner Stirne. Leugne es hinweg, wenn Du kannst!"

„Erbarmen!" rief der überführte Mörder, die Hände faltend. „Verfahret mit mir, wie Rechtens. Ich habe Blut vergossen und die Richter irre geleitet, daß sie einen Schuldlosen verurtheilten. Jetzt ist es aus und mein Gemüth hat Ruhe."

Als nun die neue Untersuchung geendigt und das Verbrechen durch den Tod des eigentlichen Verbrechers gesühnt war, grub man die Ueberreste des Peter Harmsen am Fuße des Köpfelberges wieder aus, und machte seinen Namen ehrlich. Dann ward er in ein christlich Begräbniß gethan, und auf das Grab ein Stein gelegt, worin der Steinmetz ein Schwerdt und ein Herz eingrub. Weil aber unter dem Stein ein Mann lag, der unschuldig hingerichtet wurde, so begann das Herz jährlich an dem Tage, da der Mord geschehen war, zu bluten. Der Stein ist zuletzt verschwunden und kein Mensch in Tondern weiß, wo er hingerathen ist.

Der Mörder, den sein böses Gewissen so gepeinigt und ihn dazu getrieben hatte, daß er aus fernen Landen nach Tondern laufen und sein Verbrechen im Schlafe verrathen mußte, hatte es sich als eine Gnade erbeten, daß es ihm vergönnt sein möge, das Erbtheil, welches er rechtmäßig vom Vater besitze, der alten Mutter Harmsen auszuantworten, die durch ihn um ihren Sohn gekommen sei. Dieß wurde zugestanden, und man kaufte nicht weit von der Stadt ein kleines Gehöfte, wohin man die alte Frau führte, damit sie daselbst ihre Tage in Frieden

beschließen möge. Die alte Frau ließ Alles mit sich geschehen, und nur als sie über die Schwelle ihres Eigenthums schritt, sagte sie zu ihren Begleitern:

„Dat is een Düerhues!“

Und sie hatte Recht, denn der Kaufschilling, den man dafür zahlte, war das Leben ihres einzigen Sohnes.

Und „Düerhues“ nennt man in Tondern jenes Gehöft noch heutiges Tages.

Das Licht vom Hallig.

Und sie standen, Hand in Hand, nebeneinander. Heilwig, das schöne Fischermädchen von dem Nordstrand-Hallig, und Meynert, der schmuckste Bursche auf allen Frieseninseln, die aus der Westsee auftauchen.

Sie standen beieinander, Hand in Hand, aber auf ihrer Stirn lagerte sich eine Wolke des Unmuthes, und in ihren schönen Augen perlten bittere Thränen, denn Beide liebten einander innig und treu, aber sie sollten sich nicht haben, weil Meynert arm war und der Alte für seine Heilwig einen reichen Freier ausgesucht hatte. Der sollte heute von Amrum herüber kommen, und der Vater hatte ihm sein schönes neues Boot entgegen geschickt.

Aber ehe das geschah, hatte er den jungen Mann noch einmal hart angelassen und ihm gesagt:

„Du sollst all' Dein Lebstage meine Tochter nicht bekommen, es sei denn, Du würfest Deine morschen Netze, die keinem Schellfisch mehr Widerstand leisten,

auf offner See aus und zögest damit einen goldenen Fisch herauf. Er muß aber von purem Golde sein. Wenn das eintrifft, sollst Du meine Heilwig haben, wenn sie dann noch zu haben ist."

Und als er das gesagt hatte, ging er lachend von dannen, den reichen Schwiegersohn zu erwarten, denn er wußte wohl, daß die Westsee auch nicht eine goldne Flosse herbergt, wie viel weniger einen ganzen Fisch.

„Und fahre Du nur in Gottes Namen!" sagte Heilwig schluchzend. „Wirf Dein Netz aus, und wenn es Gottes Wille ist, wird sich auch wohl ein goldener Fisch darin fangen."

„Ich gehe!" sprach Meynert, der Geliebten die Hand drückend. „Aber wenn während der Zeit der reiche Freiersmann aus Amrum eintrifft...?"

„Sei deßhalb unbesorgt!" fiel Heilwig rasch ein. „Dir bleibt meine Treue. Ich will ihn nicht ansehen. Bis Du wiedergekehrt bist, spreche ich kein Sterbenswort mit ihm; das schwöre ich Dir."

„So will ich denn gehen. Lebe wohl!"

„Geh' mit Gottes Schutz! Und wenn Du draußen bist, will ich stets an Dich denken. Komm wieder, sobald Du kannst. Ich warte auf Dich und sollte

es noch so lange dauern. Und damit Du siehst, daß Heilwig Deiner gewärtig ist, will ich Abends, sobald es zu dämmern beginnt, meine Lampe an das Kammerfenster stellen, damit sie zu Dir hinausleuchte auf die dunkle See. Wenn Du noch weit, weit davon entfernt bist, sollst Du schon die Lampe vom Hallig erkennen. Steuere mit Gott!"

Und die Liebenden trennten sich unter Thränen und Küssen. Als Meynert bei seinem Boote anlangte, standen mehrere Männer am Strande und betrachteten kopfschüttelnd den Horizont. Er war rings umher bezogen, und für die Nacht stand ein Unwetter zu befürchten.

„Ich denke doch, Nachbar Meynert, Du willst bei dem Wetter nicht auf die hohe See hinaus?" fragte Einer der Männer.

„Warum nicht?" entgegnete er. „Das Wetter ist so gut, als ein anderes."

Und damit sprang er in das Boot und schlug die Segel an.

„Den sehen wir auch nicht wieder!" brummte der Nachbar vor sich hin. „Jetzt auf die See hinaus. Es ist Tollmannswerk."

„Laßt ihn nur!" sagte ein junger Seefahrer, der

einen Zahn auf den Meynert hatte, weil er die Liebe der schönen Heilwig gewonnen. „Er hat's eilig mit dem goldenen Fisch, den er für Heilwig's Vater fangen soll, ehe der Nils von Amrum eintrifft. Ein goldener Fisch! Ha! Ha! Ha! Mich soll wundern, auf welchen Banken der Westsee er ein solches Ding auftreiben wird."

Aber Meynert, der diese Spottrede noch gehört hatte, rief zurück:

„Ich will mein Netz auswerfen, und wenn es Gottes Wille ist, werde ich fangen, was Heilwig's Vater von mir verlangt. Aber wenn es auch nicht geschieht, so soll sich das Mädchen doch weder an den Nils von Amrum, noch an einen Burschen Deines Gleichen wegwerfen, so lange ich eine Hand rühren kann."

Und als er das gesagt hatte, straffte er die Segel vollends auf und flog durch die zischende Brandung auf die hohe See hinaus.

Als mit der einbrechenden Nacht der Sturm sich erhob, und alle Insulaner ihren Hütten zueilten, erschien oben an Heilwig's Fenster die brennende Lampe und strahlte es weit in die erregte See hinaus, daß das Auge der Liebe nicht geschlossen sei.

Aber Meynert erblickte es nicht. Die Wellen umwogten ihn von allen Seiten, und er sah nichts als drohende Brandung. An ein Auswerfen der Netze war nicht zu denken, und wenn ja ein goldener Fisch längs seinem Kiel hinschlüpfte, in dieser Nacht sollte er nicht gefangen werden.

Allmählich wurde es Tag, und Meynert konnte von den Spitzen der Wellen weit um sich schauen. Noch immer war es nicht möglich, ein Netz auszuwerfen zum glücklichen Fang; aber er sah ein Boot, das hatte den Mast verloren und trieb steuerlos mit dem Winde fort. Die Menschen, die an Bord dieses Wracks waren, hatten zu gleicher Zeit das Boot des Meynert erblickt, und winkten, daß er ihnen zu Hülfe kommen möchte.

„Nimm mich auf in Dein Boot und bringe mich wohlbehalten zu Strand! Ich will Dir's gut lohnen!" rief der Herr des steuerlosen Fahrzeuges.

„Das will ich!" sprach Meynert und nahm jenen an Bord. Als sie nun durch die Wellen hinstrichen, die sich beruhigten, als der Sturm nachließ, sagte der Fremde:

„Spute Dich, mein Junge, daß Du zu Lande kommst; ich will Dir's anvertrauen, ich habe wenig

Zeit, denn ich bin Der, den sie den reichen Nils von Amrum nennen, und gehe auf die Brautschau."

„Du bist der reiche Nils von Amrum?" rief Meynert überrascht und ließ die Pinne des Steuers fahren, daß das Fahrzeug in den Wind schoß und die Segel back gegen den Mast schlugen. „Nun, so ist der goldene Fisch mir ins Netz gegangen, ohne daß ich es auswarf, und ich will mir's zu nutze machen."

„Ich wäre ein goldener Fisch? Bist Du toll, Kerl?"

„Du bist toll, weil Du glaubst, ein Mädchen für Dich zu gewinnen, das schon einen Andern mit treuem Herzen liebt. Meinst Du, die Liebe eines ehrlichen Mädchens sei mit Geld zu kaufen? Ich will Dich nach Amrum zurückbringen, wo es der Mädchen genug gibt. Die Heilwig aber lasse auf ihrem Hallig in Ruhe, wenn Du in Frieden aus meinem Boote willst."

„Du bist wohl der verrückte Meynert, der sich einbildet, das schönste Mädchen sei nur für ihn da, und er dürfe sie mir wegkapern?" entgegnete Nils mit Hohn. „Komm an, mein Junge! Ich will Dir zeigen, wie man solche Burschen, wie Du bist, zur Vernunft bringt."

„Meine Hand an Deiner Kehle!“ schrie Meynert. Und als er das sagte, warf er sich auf den reichen Nils.

Der Sturm erbrauste aufs Neue und hüllte Alles in einen dichten Wogenschwall.

Das Unwetter war vorüber geflogen, wie es gekommen; andere Fischerböte, die draußen gewesen, kamen nach und nach zurück, nur Meynert blieb aus. Auch Nils von Amrum, der als ein Schiffbrüchiger aufgefischt worden war, betrat den Strand und sprach zähneklappernd vor sich hin:

„Ich habe es nicht gethan. Als er mich losließ, ließ ich ihn auch los, und da ist er rücklings über Bord gestürzt. Der Teufel hat ihn selbst geholt.“

Der Vater empfing den Freiersmann, der sichtlich verlegen war, mit Handschlag und Betheuerungen.

Heilwig hielt Treue. Sie sprach kein Wort mit dem Freier, den der Vater ihr zuführte, aber als es Abend ward, zündete sie geduldig ihre Lampe an und stellte sie an das Kammerfenster, wie sie es angelobt hatte.

Die Zeit verstrich. Dem Nils von Amrum war nicht wieder wohl geworden, ihn schüttelte fortwährend das Fieber, er vermochte nicht, das Mädchen

anzusehen, und sagte scheidend zum Vater, er wolle heimkehren, da seine Tochter kein Herz zu ihm fassen könne. Der Vater ward mürrisch und verbitterte seinem Kinde das Leben zu allen Stunden, bis er älter und schwächer wurde und dann starb.

Heilwig war ganz allein. Sie sah, wie alle ihre Gespielinnen nach und nach zum Altar traten, wie der Himmel sie mit Kindern segnete und diese Kinder sich untereinander verheiratheten. Sie wankte einsam und vergessen durchs Leben; aber wenn die Nacht heranbrach, flackerte die Lampe auf und verkündete rings umher, daß die Liebe auf dem Hallig wache.

Da bewegten sich einstmals mehrere schwarze Gestalten über den Strand. Es waren die Träger, welche die alte Heilwig zur Ruhe bestatteten.

„Nun wird man endlich wohl Frieden haben vor ihrer Lampe!" sagte ein roher Bursche zum andern.

Aber das geschah mit nichten. Als es Abend ward, brannte Heilwig's Lampe heller denn je. Die Leute glaubten, das ginge nicht mit rechten Dingen zu, und hielten's für Hexerei. Sie rotteten sich zusammen und verlangten, daß die Hütte niedergerissen werden solle, worin ein solcher Teufelsspuk sich herumtreibe. Der fromme Pfarrer aber, der die

Leiche eingesegnet hatte, wehrte die rohen Gesellen ab und sagte:

„Geht in Frieden! Dieß ist ein sichtbarlich Zeichen, daß treue Liebe über das Grab hinausdauert.“

Von jenem Tage an blieb das Licht den Augen der Insulaner verborgen, und nur, wenn ein treuer Liebender in stillen Nächten auf der dunklen Westsee einsam umherkreuzt, sieht er Heilwig's Lampe von der Spitze des Hallig zu sich herüberstrahlen.

Der grünende Stab.

Sie haben sich bekommen.

Peer Boje hat sein Agathchen bekommen und der Himmel hing ihnen voller Geigen.

Aber von allen diesen Geigen hat ihnen keine einzige zum Tanze aufgespielt; denn vor dem Brautzuge der Armen schreitet der Hochzeitbitter nicht mit dem buntbebänderten Stabe her, die Musikanten blasen den ankommenden Gästen nicht entgegen, die Brautjungfern schmücken die Braut nicht zum Kirchgange, die Schaffner setzen nicht die „Rosinensuppe" und das „Möerkfleesch" auf den hochzeitlichen Tisch, und es ist nicht nöthig, das schnellste Gespann im Dorfe anzuschirren, um die Brautkisten in das Haus des Bräutigams zu fahren und der „Kistenschütersch" das mächtige Schlüsselbund anzuhängen.

Peer Boje war eines längst verstorbenen Tagelöhners Sohn und besaß nichts als ein halbleckes Boot auf dem Eutiner See, einige Angelruthen zum Fischfange und einen unverdrossenen, fröhlichen Muth.

Agathchen war ein Waisenkind, durch die Barmherzigkeit einer gutmüthigen Frau in frühester Jugend aufgenommen und nach deren Tode der Vorsorge des lieben Gottes anheim gegeben. Niemand hatte sich um sie bekümmert, Keiner bewies ihr die geringste Zuneigung; für den willig geleisteten Dienst empfing sie keinen Dank, man hatte sie ja mit Obdach und Speise dafür bezahlt. Die harmlosen Scherze der Kindheit hatte sie nie gekannt, den traulichen Umgang heiterer Gespielinnen nie genossen. So blieb sie still und einsam ihr ganzes junges Leben hindurch, sie zog sich in sich selbst zurück und verschloß sich gegen die ganze Welt, die sie mit der innigsten Liebe umfaßt haben würde, hätte nur Einer es der Mühe werth gehalten, die Hand nach dem reichen Schatze auszustrecken.

Peer Boje war der Erste, der sich ihr näherte. Er wünschte sich eine Frau, wußte wohl, daß kein bemittelter Kathner, geschweige denn Einer der reichen Hausleute ihm seine Tochter geben würde, und bewarb sich um das Waisenmädchen, das ihm fleißige Hände mitbrachte und von keinem Anspruch etwas wußte. Als er zu ihr sagte:

„Mädchen, willst Du mich?"

weinte sie laut, reichte ihm die Hand und antwortete:

„Wenn Du mit mir zufrieden bist, in Gottes Namen.“

So waren sie nun vereinigt.

Aber dieses Glück, so gering es war, von so vielen häuslichen Sorgen es getrübt wurde, dauerte nicht lange. Peer Boje verunglückte auf dem Eutiner See mit seinem Boote und drei Tage nachher warfen die Wellen den Leichnam ans Land. Sie erfuhr es in derselben Stunde, als sie gerade einem Töchterchen das Leben geschenkt hatte.

Nun ward sie noch stiller, noch verschlossener. Vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht arbeitete sie, sich das Nothdürftigste zu erwerben, um das nackte Leben zu fristen, und saß dann vor dem Bettchen des kleinen Mädchens, das sie mit der reinsten, unendlichsten Mutterliebe umfing. Aber sie trug ihren Kummer nicht offen zur Schau, sie klagte, sie jammerte nicht, und wer sie ihren Geschäften nachgehen sah, mußte sie für theilnahmlos, für unempfindlich halten.

Die Bosheit war zugleich geschäftig, sie zu quälen. Ihr war das bescheidenste Loos gefallen, das einer Sterblichen zu Theil werden kann, und doch war es ihr beneidet worden. Ein Paar alte häßliche Dirnen,

die den rüstigen Peer Boje gern für sich gehabt hätten, trugen es ihr nach, daß sie um ihretwillen verschmäht worden. Sie breiteten überall aus, das Weibstück hätte den Mann alle Tage und Stunden gequält, er wäre gar nicht verunglückt, sondern hätte sich das Leben genommen, um nur sein häusliches Kreuz loszuwerden.

Die Menschen glauben nichts leichter von Ihresgleichen, als das Böse. Agathchen ward überall scheel angesehen. Von den Hofleuten, bei denen sie sonst Arbeit gefunden, wurde sie unter allerlei nichtigen Vorwänden abgewiesen und versank immer tiefer in ihr einsames Elend.

„Nun muß sie dem Peer nach in den See," meinten die beiden alten Hexen, und als es nicht geschah, ergrimmten sie zwiefach. Aergerliche Gerüchte kamen über die Frau Gath, wie man Agathchen jetzt schon nannte, in Umlauf, die sich ihren Unterhalt auf unerlaubte Weise verdienen sollte, während sie doch in größter Unbescholtenheit für das Kind ihrer Schmerzen lebte. Ihre Armuth war drückend, der Mangel oft herzzerschneidend; aber für Den, der leben will, um seine Pflicht zu thun, reichen ein Trunk Wasser und ein Stückchen Brod manchen langen Tag.

Und gerade jetzt brach das zweite große Herzeleid über sie herein; es traf um so tiefer, als es sie unerwartet darnieder warf. Ihr Kind, das sie vier lange Schmerzensjahre mit Thränen und Sorgen auferzogen, welkte hin und starb. Da war es aus mit ihrer Gelassenheit, ihre Thränen strömten unaufhaltsam; sie kannte kein anderes Geschäft, als von ihrer Hütte nach dem Kirchhofe zu gehen und an dem Grabe ihres kleinen Engels sich in Klagen zu ergießen.

Keinem in der Gemeinde ging das unsägliche Leid zu Herzen, Keiner dachte daran, ihr ein Wort des Trostes zu sagen, und nur der Pfarrer fühlte sich endlich bewogen, weil manche Gemeindeherren das Geschrei der Bettlerin belästigte, diese zu ermahnen, sich eines so unchristlichen Jammers zu enthalten. Aber ihre Thränen flossen nur um so häufiger, ihr Schmerz wurde heftiger.

Als sie eines Abends in der Dämmerung nach Hause schlich, bemerkte sie ein Mägdelein im weißen Kleide, das schweigend neben ihr herging. Anfangs achtete sie nicht darauf, aber bald gewahrte sie, daß die Kleine sich öfters bückte, als ob sie etwas aus dem Grabe auffsammele. Jetzt mußte sie näher hinsehen und gewahrte mit steigender Angst, es sei ihr Kind,

das sich nach den Thränen der Mutter bückte und sie aufküßte. Da ward es ihr klar, daß ihr ungebändigter Schmerz dem armen Kinde keine Ruhe im Grabe lasse, und von der Stunde an trug sie thränenlos und gottergeben ihr Leid.

Lange Jahre waren verstrichen und Frau Gath, die ein altes Mütterchen geworden, hatte es zu einigem Wohlstande gebracht.

Das war so gekommen:

Einstmals hatte sie einen kranken, wandernden Juden, vor dem die ganze ehrbare christliche Gemeinde ausspie und ihn von Gehöfte zu Gehöfte trieb, bei sich aufgenommen und ward ihm eine barmherzige Samariterin. Als er, völlig genesen, weiter wandern wollte, hinterließ er ihr einiges Geld, und nachdem er ihre Schwelle überschritten hatte, vergaß sein dankbares Herz sie nicht. Er sandte ihr ein Paar glatte Kühe und einen großen Korb lebender Hühner, dazu einen Karren voll Futter und Hausgeräth. Das ward der Frau Gath zur Nachtzeit heimlich vor die Thür gestellt, und als sie in der Frühe erwachte, hörte sie die Kühe blöken und die Hähne im Korbe lustig krähen.

Die Gemeinde schüttelte den Kopf bei dem plötz-

lichen Wohlstande, und weil sie sich denselben nicht erklären konnte, riefen Alt und Jung:

„Frau Gath ist eine Hexe' Sie hat den Teufel geheirathet, und das Vieh auf ihrem Hofe ist der Mahlschatz! Der Amtsrichter muß sie torquiren! Sie muß geköpft oder ersäuft werden."

Sie erwiederte nichts auf das wilde Geschrei der Unverständigen, sondern wirthschaftete früh und spät sorglich mit Dem, was ihr der Himmel durch den Juden bescheerte.

Bald nachher hatten abergläubische Nachbarn einen schwarzen Hahn auf ihrem Dache gesehen und in der Nacht darauf kam bei einem Kathner Feuer aus. Da jener nun zu den größten Feinden der Frau Gath gehörte, so hatte diese das Feuer durch den Hahn auf sein Haus herabkrähen lassen.

Ein anderes Mal lief eine Katze quer über den Weg, als ein Brautgang gerade vor dem Hause der Frau Gath vorüber kam. Das bedeutete Unglück. Und als nun die jungen Eheleute sich schon am dritten Tage nach der Hochzeit prügelten, hatte Frau Gath sie verhext.

Wieder ein anderes Mal saß Frau Gath vor der Thür und streichelte ihren schwarzen Kater, weil er

fleißig war im Mäusefangen. Des Bauervoigts Jungen hatten es gesehen. Als nun am anderen Tage die Post durch's Dorf kam und der Frau Gath von ihrem Freunde, dem Juden, ein Packet mit einem stattlichen Sonntagskleide brachte, war es der Teufel gewesen, der als schwarzer Kater seiner Hexe angekündigt hatte, was ihr bevorstehe.

Bald darauf ward der Bauervoigt krank. Die Leute sagten, weil die Jungen den Umgang der alten Hexe mit dem Teufel verrathen hätten, schicke sie zum Dank dafür dem Vater ein schleichendes Fieber über den Hals.

Nun wuchs der Zorn der Gemeinde und ihre Bosheit sollte ihr vergolten werden; die Hofleute traten zusammen und setzten eine Schrift auf, die wurde an den Eutiner Bischof gesendet. Gleich darauf kam das große Viehsterben und nur die Kühe der Frau Gath blieben gesund.

Da zweifelte kein Mensch mehr, daß sie eine Hexe sei.

Die Frohnknechte kamen, um sie aufs Amt zu bringen. Als die Kerle mit lautem Ungestüm den kleinen Hof betraten, stäubten die Hühner, ängstlich flatternd, auseinander, der schwarze Hahn flog mit

lautem Krähen auf den Zaun, der Kater sprang prustend zum Fenster hinaus und rannte querfeld ein.

„Was bedürfen wir weiter Zeugniß?" sagte der erste Frohnknecht. „Komm mit, alte Hexe."

„Das thue ich!" antwortete Frau Gath und ließ sich geduldig fortführen.

Der Amtmann fuhr sie barsch an und hielt ihr die Anklage der Gemeinde vor.

„Das ist nicht wahr!" antwortete sie ruhig und erzählte dem Richter ihr ganzes Leben, ohne Prunk, ohne Thränen, aber mit so rührender Wahrheit, daß sich bei allen guten Menschen das Herz im Leibe hätte umkehren müssen.

Allein der Amtmann war nicht darauf versteuert, die Leidensgeschichte einer unglücklichen Frau zu hören; er wollte einen Hexenprozeß instruiren. Darum fertigte er Alles, was sie vorbrachte, mit einem „Wischi-waschi!" ab und schickte sie unter Poltern und Schelten in den Kerker.

Das Gericht hatte gesprochen. Beherrscht vom Geiste der Zeit, hörte es auf die alberne Anklage und die haltlosen Beweise und fällte den Spruch:

„Die Frau Gath ist eine Hexe und als solche in den See zu werfen, wo er am tiefsten ist. Treibt sie dann oben, so muß sie des Todes sterben."

„Ihr richtet unschuldig Blut, Herr Amtmann!" sprach Frau Gath. „Das kann Euch nimmer Segen bringen."

„Das ist meine Sorge!" antwortete dieser. „Mache Sie sich bereit; Sie muß in den See hinein."

„In den See? Das ist gut. Darin hat mein armer Peer geendet. Der hatte auch wenig Freude im Leben und schleppte sein Pack Ungemach. Gott vergebe Euch Euer falsches Urtheil und der Gemeinde ihre Bosheit. Ich sage kein Wort mehr."

Und sie hat Wort gehalten. Den Tag, die kommende Nacht hat sie den Mund nicht geöffnet. Als der neue Morgen anbrach, folgte sie schweigend dem Schließer. Ihre Kniee brachen fast zusammen, und sie konnte sich kaum auf den Füßen erhalten. Aber als sie nun den breiten Spiegel des Sees gewahrte, wie er vom ersten Golde der Morgensonne überstrahlt war, als sie ringsumher die grünen Bäume erblickte, mit den tausend zwitschernden Vögeln auf ihren Zweigen, als sie das Gesumme der Menschen hörte, die sich am Ufer geschaart hatten und den Augenblick

nicht erwarten konnten, da man einen ihres Gleichen abthun würde, stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen, sie fiel in die Kniee und rief mit herzzerschneidender Stimme:

„Ich bin unschuldig! Ich bin wahrhaftig unschuldig!"

Aber es hörte Keiner auf sie.

„Dergleichen führt jede Hexe im Munde!" rief der Gerichtsfrohn und gleich darauf ward sie ins Wasser gestürzt.

„Sie schwimmt oben! Sie schwimmt oben!" rief die Menge laut. „Sie ist schuldig! Richtet sie hin!"

Alsobald zog man sie wieder aus dem Wasser und brachte sie an das Ufer zurück. Darauf ward sie zum Galgenberg hinaufgeführt, der am See liegt, und als sie stolperte, stieß der Henker sie unbarmherzig vor sich her. Da reichte ihr ein mitleidiger Knabe seinen Nacken, damit half sie sich vollends auf. Als sie oben anlangte, warf sie einen Leidensblick zum Himmel.

„Erbarme Dich, mein Herr Gott!" rief sie händeringend.

„Da hätte der liebe Gott viel zu thun, wenn er jeder verdammten Hexe helfen sollte! Du wirst

schon erfahren, wie es Dir geht, wenn Du in der Hölle an des Teufels Bratspieß schmorst."

„Ich bin aber doch unschuldig!" rief sie leidenschaftlich. „Meine Richter werden es büßen, daß sie mich jetzt verurtheilen. Hier stecke ich meinen Stab in den Sand. So wahr ich schuldlos getödtet werde, so wahr wird dieser Stab im nächsten Frühjahre Knospen treiben; er wird zu einem Baume heranwachsen, der Zeugniß geben soll von Dem, was Ihr an mir gethan!"

Als sie das gesprochen, erhob sich ein lautes Gelächter, das erst verstummte, als der Henker sie zu Boden warf, und ihr Haupt gleich darauf in den Sand rollte.

Einer der Frohnknechte wollte den Stab, den Frau Gath in die Erde gesteckt hatte, herausreißen und sein Gespött damit treiben. Allein der Stock hielt so fest, als sei er mit tausend Wurzeln tief in den Boden gesenkt.

Erschreckt lief der Frohnknecht davon.

Als aber die nächste Frühlingssonne den Schnee auf den Feldern schmolz und der See, zur fröhlichen Fahrt verlockend, mit den blauen Wellen an das Ufer schlug, trieb der dürre Stab Zweige und Knospen; er schoß zum kräftigen Stamm empor und durch seine Blätterkrone säuselte der Wind. Viele Jahre hat er da gegrünt und geblüht zum Zeichen, daß hier ein unschuldiges Menschenkind dem Aberglauben und der Bosheit zum Opfer gefallen war.

Knud Laward.

1. Am Isefiord.

Das war in Dänemark zur Zeit König Nils, des Furchtsamen.

Eine drückend schwere Gewitterluft hatte sich auf ganz Seeland herabgesenkt; kein Hauch bewegte die erstickende Atmosphäre und die Wipfel der Buchenwälde standen regungslos.

Ein Haufen seeländischer Bauern hatte sich an dem Fuße des Hügels gelagert, von wo aus man eine weite Aussicht auf Roskilde und den Isefiord hatte, der in diesem Augenblicke stumm, wie ein gefallener Held, dalag.

„Ziehst noch immer ein schiefes Maul, Jeß Ipsen?“ fragte Einer aus der Menge seinen Nachbar, der sich mürrisch schweigend ins Gras gestreckt hatte. „Sieht fast aus, als ob die Peitsche des Königsvoigtes statt auf den Rücken, Dir aufs Maul gefallen wäre.“

Jeß Ipsen sprang auf:

„Willst meine Hand an Deiner Kehle haben? Verdammt ist dieser Königsvoigt, daß er mir Das gethan hat! Ich will's ihm gedenken."

„War eigentlich dumm von Dir, daß Du Dich weigertest, ihm alles Strandgut auszuliefern, was Du und Deine Jungen während zweier Nächte mit Lebensgefahr aus der See aufgefischt hatten. Was will der Bauer mit dem Reichthum, den die Welle an die Küste wirft? Das Strandgut gehört dem Königsvoigt und Du mußtest Dich mit der Ehre begnügen, ihm dazu verholfen zu haben."

„Dahin ist es gekommen in Dänemark," fuhr Jeß Ipsen grollend fort, „daß der freie Bauer die Peitsche fühlen muß. Bei allen christlichen und heidnischen Göttern, der Voigt des Königs hat mich geschlagen um meiner redlichen Arbeit willen; er hat meine Söhne zum Frohndienst geschleppt und mich obenein gepfändet. Aber ich will's auf dem nächsten Thing zur Sprache bringen."

„Bei wem? Bei König Nils? Wenn der den Bauer kommen sieht, kriegt er's Frostfieber, und wenn der Edelmann ihm zu nahe kommt, kriegt er's Hitzfieber. Das ist'n König, wie ein altes Weib."

„Und wenn die Pfaffen zu ihm kommen?" fragte ein Dritter.

„Da kriegt er beide Fieber zugleich. Wie hat sich das Leben verändert in Dänemark seit den Tagen König Erich's! Das war ein Mann! Er hielt den Edelleuten und den Voigten den Daumen aufs Auge und meinte es gut mit dem Bürger und Bauer."

„Darum hieß er auch Erich Eiegod!"

„Und mit Recht! Kein König war jemals so gut und milde als dieser. Es war kein sanfterer Mann vor ihm im Lande und wird keiner sein nach ihm. Dieß Wort spreche ich zu seinem Gedächtniß. Es lebe König Erich Eiegod!"

„Er lebe!"

„Was hilft Euer Geschrei? Liegt er doch todt auf — — wie heißt es nur, wo er starb, und wie war's eigentlich damit, daß er aus Dänemark ging? Sie schwatzen so Vieles durcheinander, und ich habe nie können das Rechte erfahren."

„Will's Dir sagen und Euch Anderen auch, wenn Ihr's hören wollt. Mein Schwestersohn Lars Jessen ist bei dem Pater Timotheo durch die Schule gelaufen, und von Dem hat er die Wahrheit vernommen. Ist ein gottesfürchtiger Mann der Pater Timotheo und der Junge hat mir gebeichtet. König Erich Eiegod hatte sich einst, wie es guten seeländi-

daß wir einen weibischen König haben, der Land und Leute nicht regieren kann, muß uns auch noch ein fremder Pfaffe knechten und kuranzen nach seinem Willen. Ich wollte, der Teufel holte diesen Erzbischof von Bremen je eher, je lieber und ein für alle Mal."

„Hast ja ein verdammt großes Maul, Peer Hansen!"

„Wenn ich's habe, so habe ich's für mich. Kann die Pfaffen einmal nicht leiden."

„Und doch wette ich, wenn eine von den Kaputzen jetzt mit dem Cruzifix des Weges käme, Du wärst der Erste, der vor ihm in die Kniee fiele."

„Das geschähe dann für das Cruzifix, aber nicht für den Pfaffen. Das Kreuz könnte ich küssen und zugleich seinen Träger in die Finger beißen. Aber wir haben den Mann nicht ausreden lassen. Er hat noch Etwas sagen wollen. Was wißt Ihr noch, Mann?"

„Ich wollte noch sagen," fuhr Jener fort, „die Bürger flüstern sich in die Ohren, daß der Knud Laward von Schleswig nach Seeland herüberschifft und jede Stunde mit seinen Schiffen im Isefiord erscheinen kann. Das gibt den Roskildern viel zu denken."

„Der Knud Laward? Was Ihr da sagt! Das ist ein tüchtiger Kerl!"

„Das ich nicht wüßte."

„Ihr wißt's nicht? Habt Ihr jemals einen tapferern, schöneren und freigebigeren Herrn gesehen? Darum heißt er ja auch Laward. Er ist ein wahrer Laward, ein geborner Herr, ein tapferes Dänenkind!"

„Das nun 'mal gar nicht. Um ein Däne zu bleiben, hätte er nicht müssen an den Hof des Kaisers gehen und allerlei Schnurren bei diesen Deutschen lernen, die hier nicht zu gebrauchen sind. Ist er nicht allen Sitten unserer Altvordern untreu geworden und treibt's in Kleidung, Sprache und anderen Gebräuchen, wie sie es drüben halten am Hofe des Kaisers? Das wird'n ins Unglück bringen."

„Sollte es nicht sagen."

„Es thut's aber doch. Solltet nur hören, was mein gelehrter Schwestersohn, Lars Jebsen ..."

„Meint Ihr Den, der da eben des Weges kommt?"

„Wahrhaftig, da ist er! He! Schwestersohn! Komm 'mal daher! — Junge, wo bist Du gewesen?"

„In Leire," sprach der Jüngling, indem er näher trat und vor dem Oheim stehen blieb. Es war eine lange, schmächtige Gestalt, mit bleichen, eingefallenen

schen Edelleuten ziemlich ist, auf Wordingborg mit seinen Streitern zum Meth gesetzt, und die Hörner machten immer schneller die Runde. Der König konnte einen guten Stoß vertragen, wenn es galt, und nahm's mit dem besten Ritter auf. Aber er trank mit Allen und jedes Mal bis auf den letzten Tropfen, so daß jedem braven Dänen das Herz im Leibe darüber lachte. Da kam es zum Streit mit dem schleswigschen Bären Wingulf aus der Wiedingharde, der war einer der besten Freunde des Königs, aber er wollte ihm nicht zum dritten Male Bescheid thun, sondern warf das volle Horn unter den Tisch und sagte, er tränke nicht mehr. Darob ergrimmte der König so sehr, daß er sein Schwerdt zog und den Wingulf durch und durch rannte. Der rothe Blutstrahl sprang dem Könige gerade ins Gesicht und davon ward er zur Stelle nüchtern. Seit der Zeit hat er keinen Tropfen mehr getrunken, weder Meth noch Wein. Und obgleich Keiner da war, der ihn ob des Mordes vor Gericht ziehen konnte, so hat er es selbst gethan und sich einen Kreuzzug auferlegt, um den Gefallenen an dem Grabe unseres Erlösers zu versöhnen. Es ist kein Auge trocken geblieben auf Seeland, als Erich Eiegod

das Schiff bestieg, um nach dem heiligen Grabe zu pilgern, das er aber nimmer gesehen hat, denn auf Cypern, oder wie sie das Eiland nennen, wo Erich Eiegod rastete, faßte ihn die schwarze Pest und er mußte eines jämmerlichen Todes sterben. Wir Dänen haben einen solchen König nicht wieder bekommen."

„Laßt den todten König ruhen in Frieden unter seinen Palmen, und den gegenwärtigen laßt schwitzen in seiner Todesfurcht..."

„Das soll er!" brummte Jeß Ipsen in den Bart.

„Weiß Keiner von Euch, was Absonderliches los ist in Roskilde, daß das Volk dort wie toll in den Straßen umherläuft, die Köpfe zusammensteckt und bald mit Kopfschütteln zur Königsburg hinaufsieht, bald den Isefiord entlang guckt, als müßte es wie ein Sturmwind von daher kommen? Ich habe nichts erfahren können."

„Ich desto mehr!" rief Einer, der eben von der Stadt herauf kam. „Eine Botschaft ist eingelaufen von dem Bremer Erzbischof an den Bischof von Lund und an den König, die geheime und sehr strenge Befehle enthält."

„Die schwarze Pest an ihren Hals! Nicht genug,

gar salbungsreiche Predigt, während der Wind sich neuerdings aufgab, der die zerrissenen Wolken am Himmel hin- und herjagte und die Wellen des Isefiords mit schäumenden Häuptern übereinander stürzte!

Jeß Ipsen stand von den Uebrigen abgesondert. Er hatte wenig auf das sinnlose Gewäsch des Pfaffen-Zöglings gehört, sondern war auf einen halb-umgestürzten Baumstamm gestiegen und mit vorgehaltener Hand über den Isefiord wegschauend, rief er, den Prediger überbietend:

„Wenn's gleichermaßen braust auf offener See, wie hier im Fiord, wird der Knud Laward bald in Roskilde sein."

„Knud Laward!" schrie der Zögling der Pfaffen und sein Gesicht verzerrte sich zur Fratze. „Will dieser Freche es wagen, noch einmal den Boden Seelands zu verunreinigen? Fluch diesem Verräther! diesem Ketzer! Fluch ihm!"

„Nun, nun, Schwestersohn! So gar arg wird es doch nicht sein. Es ist ein braver ritterlicher Herr, der sich zwar nicht sonderlich zu uns Dänen hält, aber doch Großes gethan hat schon in jüngern Jahren, vollends nun aber, da er ein Mann geworden ist."

„Er ist ein Ketzer, sage ich! Ein von Gott verworfener Ketzer, der in der Hölle braten muß ewiglich!"

Jeß Ipsen war von dem Baumstamme herabgesprungen und ließ seine gewichtige Hand so schwer auf die Schulter des Jünglings niederfallen, daß dieser schier zusammenknickte:

„Wenn Du Lust hast, bei lebendigem Leibe in den schäumenden Fiord zu fliegen, so sage das noch einmal von dem Herzoge."

„Was fällt Dir ein, Jeß Ipsen?" rief der Oheim, seinen Neffen von dem gefährlichen Feinde befreiend. „Du darfst nur die Hand niederdrücken, so ist der Junge hin. Hast Du nicht mehr Respekt vor dem Schüler des glorwürdigen Herrn Paters Timotheo? Und Du, Schwestersohn, zähme Deine Zunge, damit Du nicht wieder in Ungelegenheiten kommst, besonders wenn ich nicht dabei bin, um Dich wieder flott zu machen."

Der Schüler des frommen Paters Timotheo hatte sich auf die andere Seite geflüchtet und den Baumstumpf erklettert, auf welchem vorhin Jeß Ipsen gestanden. Er warf die Arme hoch und rief mit kreischender Stimme:

„Er ist aber doch ein Ketzer, dieser Herzog, der

Wangen, nahe daran, wegen des unaufhörlichen Grübelns über Dinge, die weit über seinem Horizont lagen, den Verstand zu verlieren; ein Werkzeug der Priester, die ihn abgerichtet hatten, mittelst geheimnißvoller Redensarten und Warnungen, deren Sinn er selbst nicht verstand, das Volk aufzuregen und für ihre Zwecke zu gewinnen.

„Also in Leire? In Leire, wo der alte Gorm des Nachts umgeht und seinen hundertjährigen Silberbart hinter sich herschleppt? Was, des Teufels, hast Du in jenem alten Steinklumpen zu thun?"

„Leire!" sagte bedächtig einer der Bauern. „So lange die Könige Dänemarks dort herrschten, war das Volk stark und reich. Die Trümmer dieses alten Schlosses sind der Leichenstein, worunter die Stärke der alten Dänen begraben liegt."

„Du lügst!" fiel der junge Mann mit dumpfer Stimme ein. „Jene Ruinen sind Zeugen von Dänemarks Geburt zum wahren Lichte, zum Lichte des Christenthums, das es erstrebte, als es aus der Finsterniß emporstieg. Hallelujah! Preiset Christus, der gekommen ist und die Welt erleuchtet hat."

„Recht, Schwestersohn! Es ist doch ein ander Werk, nur mit einem Gott zu thun zu haben, als

mit ihrer dreißig. Standen da im Haine Odin's auf Postamenten und wollte Jeder in seiner Weise angebetet sein und die gebührenden Opfer haben; dabei mußte man immer darauf achten, ob nicht aus den Bäumen eine Stimme erscholl ..."

In diesem Augenblicke zerriß ein scharfer Windstoß die glühende Atmosphäre und fuhr sausend durch die dichtbelaubten Buchen über die Häupter der Männer hin. Der Bauer, der eben über die Götter seiner Vorfahren in roher Weise spottete, verstummte plötzlich und sah fahlbleich, mit schlotternden Knieen, zu dem grünen Blätterdache auf.

Der junge Mann aber rief mit emporgeworfenen Armen:

„Das ist die Stimme des Herrn, die zu Euch spricht und Euch warnt vor Ketzerei, welche die verdammlichste Sünde ist, die der Mensch begehen kann. Der Gott der himmlischen Heerschaaren ist der alleinige Gott und die Priester, die ihm dienen, sind sein sichtbares Ebenbild, die Ihr verehren sollt, gleich Ihm und mit ihnen beten, aus der Fülle des Herzens und Euch vor ihnen demüthigen mit gläubigem Gemüth."

Er hielt den staunend aufhorchenden Bauern eine

den König, seinen Herrn, verräth, wie er schon Gott den Herrn verrathen hat. Hinab in die unterste Hölle mit ihm! An des Teufels ärgstem Bratspieß brate dieser Knud Laward, der uns Krieg, theure Zeit und Pestilenz über den Hals bringt. Wehe ihm! Wehe ihm! Wehe diesem Knud Laward!"

Seine Stimme steigerte sich bis zur widerwärtigsten Schärfe. Unwillkürlich waren die Bauern verstummt und sahen zu dem hagern Jüngling auf, der Himmel und Hölle heraufbeschwor, um den ritterlichen Herzog von Schleswig in den scheußlichsten Farben darzustellen und die Herzen des Volkes von ihm abwendig zu machen.

Keiner von Allen hatte aber das herannahende Pferdegetrappel vernommen, und wie Spreu vor dem Winde stäubte der Haufe auseinander, als jetzt ein Trupp Reiter unter den Bäumen erschien, dessen Anführer gerade auf den eifernden Fanatiker einsprengte, der vor Schrecken fast von seinem hohen Baumstumpf herabgestürzt wäre.

Es war eine männlich kühne Gestalt mit lichtblauen Augen, dessen goldiges Ringelhaar unter dem weißen Barett üppig hervorlockte. Er trug ein schimmerndes Purpurgewand und war ohne weitere Waffen,

außer einem kurzen Schwerdte, das ihm an einer goldenen Koppel über der Schulter hing.

„Dank Dir, guter Freund!" rief der Edelmann mit hellklingender Stimme. „Dank Dir für die Predigt, die Du mir gehalten hast. Wenn Du und Deinesgleichen einen ehrlichen Mann mit Flüchen und Handschlägen in den Abgrund der Hölle schleudern, kann er gewiß sein, noch eine gute Zeit unbehindert auf Erden herumzuwandern. Bist Du schon so früh bei Deinen Landsleuten in den Geruch der Heiligkeit gekommen, daß sie dastehen und Dich mit offenem Maule angaffen, als seist Du der heilige Vater selbst, der den Beelzebub verdammt?"

Die Bauern hatten sich allmählich gesammelt und steckten die Köpfe zusammen:

„Er ist es! Er ist es wahrhaftig!"

„Wie ein Wettersturm brauste er daher!"

„Von wo mag er doch nur gekommen sein?"

„Der Isefiord ist leer von Schiffen und er ist doch da!"

„Ja, ich bin in Wahrheit da, Ihr großmächtigen Helden Seelands!" lachte Knud Laward. „Trotzdem, daß der Isefiord leer ist von Schiffen, bin ich doch da. Meint Ihr, man könne nur auf dieser Seite

auf Seeland gelangen? Ich habe es durchritten, ohne daß es mir Einer gewehrt hätte, und will mitten in Roskilde stehen, bevor der Wächter auf der Königsburg Zeit gehabt hat, ins Horn zu stoßen und dem Könige zu melden, daß ich komme!"

Der Zögling der Priester hatte sich mühsam erholt und begann mit dumpfem Ton:

„Der Herr schützt Seine Geweihten und Alle, so Ihm dienen in Freudigkeit, auf daß Satanas keine Macht über sie habe, und sie nicht zu Boden geschlagen werden von den Krallen des Belials."

„Und dabei perlt dem Lumpen der Angstschweiß von der Stirn und seine Lippen beben, wie vertrocknetes Eichenlaub im Decemberfrost!" lachte der Herzog. „Dich rettet Deine Jämmerlichkeit vor der wohlverdienten Züchtigung. Geh' Deines Weges, Kerl, und sage Deinen Pfaffen, wenn sie keine besseren Lockvögel abrichten könnten, als Dich und Deinesgleichen, so ginge kein halbverhungerter Spatz in ihr Netz."

„Am wenigsten ein rechter seeländischer Bauer!" sprach Jeß Ipsen dazwischen.

„Wer bist Du da im Schafskittel?" rief der Herzog ihm zu.

„Ein schlichter Bauer, der sich nicht irre machen

läßt und große Stücke auf Euch hält. Das sagt sich nicht mit Worten, aber wenn es einmal zur That kommen sollte, werdet Ihr erfahren, daß Jeß Ipsen die Wahrheit sprach."

Mit diesen Worten nickte er dem Herzoge traulich zu und verschwand, mächtig ausschreitend, zwischen den Bäumen.

„Das gefällt mir schon besser!" rief der Herzog lachend, seine Gefährten heibeiwinkend. „Aus dem Wege da, Ihr Gesindel! Nehmt Euren Schutzheiligen mit Euch und behütet ihn wohl, damit Ihr ihn zur Hand habt, wenn Ihr ihn ehrfürchtig anbeten wollt, weil seine Prophezeihungen eingetroffen sind."

Knud Laward drückte seinem Streithengst die Sporen in die Weichen und sprengte mit seinem Gefolge an den Saum des Gehölzes hin, neben welchem der Weg nach Roskilde hinlief. Die Bauern wichen murrend und knurrend nach allen Seiten auseinander, während Lars Jessen, als er den Fürsten davonsprengen sah, neuen Muth gewann und eine Fluth von Verwünschungen über ihn herabrief, wobei seine Stimme sich immer stärker erhob, je weiter der Andere sich entfernte.

2. Zwei Könige.

In dem hohen Gemach der Königsburg zu Roskilde saß König Nils und blickte gedankenvoll vor sich hin. Die zusammengeschrumpfte Gestalt des Königs war mit einem faltigen Gewande bedeckt, das mehr einer Mönchskutte als einem Königsmantel glich, und aus den grauen Augen, die unter schneeweißen Brauen hervorschimmerten, sah eben so viel Falschheit und Tücke, als knechtische Frömmigkeit hervor. Neben ihm stand ein Credenztisch, worauf ein volles Methhorn, sammt einem Kruge Wein, aber von Beidem hatte der König noch keinen Tropfen getrunken.

Plötzlich fuhr er aus seinem dumpfen Brüten auf und setzte eine goldene Pfeife an den Mund, deren Ton schrillend durch das Gemach fuhr.

Ein Page stürzte herein:

„Was befiehlt mein König?"

„Heißt das auf den Dienst achten!" rief König Nils mit kreischender Stimme. „Habe ich Dir nicht geheißen, Meth zu bringen und Wein, um meinen brennenden Durst zu löschen? Soll ich meinen Dolch nach Dir werfen, Du unnützer Bub'?"

„Hoher Herr! Ich bitte Euer Gnaden um Ver-

zeihung!" entgegnete der Page zitternd. „Eure Befehle sind sogleich vollzogen. Was Ihr verlangtet, steht neben Euch auf dem Credenztische."

Das Auge des Königs fiel auf das Methhorn und den Weinkrug:

„So, so! Steht es da? Und lange schon? Wer hat Dir das gegeben, Bub'?"

„Der Kellermeister, Uwe Karensen, der Euer Getränk stets besorgt, hoher Herr!"

„Uwe Karensen ist ein treuer Mann. Was er Dir gibt — wenn er es that... Tritt näher!"

Der Page gehorchte zitternd. Der König faßte den Knaben an das Kinn und blickte ihm scharf in die Augen:

„Und hast Du den Krug sogleich hierher getragen? den Krug und das Methhorn? Oder hast du es erst umher gezeigt, und hast gesagt: Schaut her, Ihr Leute, der König will trinken!"

„Nein, Euer Gnaden."

„Und hat sich Dir auf dem Wege hierher nicht Jemand genähert, der mit schmeichelndem Tone zu Dir sagte: Was trägst Du da, mein Söhnchen? Und als er es erfuhr, seine Hand nach den Gefäßen ausstreckte, als wollte er darüber das Kreuz machen,

und dann unversehens etwas hineinfallen ließ? He? Antwort!"

„Nein, gnädigster Herr, es ist mir Niemand zu nahe gekommen!" antwortete der Page mit weinerlichem Tone, denn eine fieberische Röthe färbte die Wange des Königs, der sicherste Vorbote des losbrechenden Zornes. „Ich schwöre Euch..."

„Schwöre nicht!" unterbrach ihn hastig der König. „Wer leichtsinnig schwört, schwört oft einen Meineid, und das ist eine so große Sünde, daß sie nimmer vergeben wird, sondern bis in alle Ewigkeit gebüßt werden muß. Nimm das Methhorn, Page, und trinke mir zu!"

„Gnädigster Herr! Ich kann den starken Meth nicht trinken, Euer Gnaden."

„Trink, sage ich! Wenn Du zögerst, bekommst Du dieß kalte Eisen zwischen die Rippen."

Seine Finger krallten sich um den Griff des Dolches, während der Page zitternd dem König gehorchte.

„Genug! Weg das Methhorn! Nimm den Krug mit Wein und trink! — Trinke herzhaft, Junge, ich befehle es Dir!"

Mit Thränen in den Augen folgte der Page dem Befehl und stellte darauf den Krug an seinen Platz.

„Jetzt setze Dich auf jenen Schemel, mir gegenüber. Setze Dich! — Wenn eine fremde Hand dieses Horn und diesen Krug berührte, ohne daß Du es sahst, oder mit Deinem Willen, so büßest Du entweder Deine Nachlässigkeit, oder Deinen Verrath, und ich will mich an Deiner Todesqual weiden!"

Und die Blicke des Königs hafteten fest auf dem Knaben, der auf dem Schemel saß und vor Furcht die Augen schloß, um den schimmernden Dolch nicht zu sehen, womit der König ihn bedroht hatte.

Da schlich es leisen Schrittes heran, so leise, daß man nicht das Geringste vernahm und der König jählings auffuhr, als in seiner Nähe eine Stimme sprach:

„Gelobt sei Jesus Christ!"

„Wer wagt es? — Heda, Trabanten!"

Und seine Augen irrten unstät in dem Gemache umher.

„Gelobt sei Jesus Christ!" erscholl es wieder.

„In Ewigkeit, Amen!" antwortete der König demüthigen Tones, und verneigte sich, das Kreuz küssend, welches ihm von einem ernsten, hagern Manne in geistlicher Tracht dargeboten ward.

„Wie befindet sich mein erhabener, königlicher Herr? Wie geht es Euer Gnaden?"

„Schlecht, Bischof von Lund! Schlecht, mein guter Adger! Euer frommer Bruder-Erzbischof in Bremen macht mir viele Sorge. Prinz] Magnus erzählte mir voll Ingrimm, die schwedischen Junkherren verbreiteten in Stockholm die Spottrede, der Erzbischof von Bremen sei König von Dänemark und ich eine Strohpuppe, mit Hermelin behangen."

„Es wird ihnen gehen, wie den bösen Buben, die den Elias verspotteten."

„Laßt sie verbrennen, laßt sie mit glühenden Zangen zwicken für ihre Lästerung, sie haben doch Recht. Hei! Ist's nicht eine Schande für den König von Dänemark, das Kirchen-Regiment seines Landes fremden Geistlichen überlassen zu müssen, und erst demüthig in Bremen anzufragen, ob es auch genehm sei, wenn ich eine Aenderung treffen will? Bin ich das weltliche Oberhaupt meines Landes, warum soll ich nicht auch das geistliche sein? Die Pest über die Widersacher, die meine Macht mir schmälern wollen!"

„Ihr verwundet mein Herz, das Euch in christlicher Liebe zugethan ist, und das Euch doch um solcher Worte willen zürnen muß!" entgegnete strengen Tones der Bischof. „Wie sagt die heilige Schrift? Siehe, sie werden sitzen, wo die Spötter sitzen."

Der König neigte demüthig sein Haupt:

„Rechnet mir es nicht zu, frommer Vater! Es sprach's der böse Dämon, der in mir wohnt, nicht ich.“

„Ihr sollt den sündigen Geist in Euch bekämpfen und die Begier tödten, denn der Eiferer ist verstoßen vor dem Angesicht des Herrn.“

„Ich will ihn bekämpfen, Bischof!“ sagte der König milde und schlug das Kreuz. Aber in demselben Augenblicke gewahrte er den Pagen, der noch immer auf dem ihm angewiesenen Platze saß, und mit lauten Zorneswiorten schrie er ihn an:

„Was unterfängst Du Dich, zu sitzen in Deines Königs Gegenwart und auf seine Rede zu horchen?“

Erschreckt sprang der Page auf:

„Euer Gnaden haben selbst befohlen, daß ich hier niedersitzen solle, nachdem ich den Wein und den Meth getrunken hatte.“

Bischof Adger hielt dem Könige das Crucifix vor:

„Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“

Ein mattes Lächeln flog über das Gesicht des Königs. Er winkte dem Knaben huldreich zu:

„Geh', mein Söhnchen! Ziehe in Frieden und mache Dir einen guten Tag! Geh'!“

Leicht aufathmend eilte der Page hinaus.

„So habe ich denn abermals Christi Gebot befolgt und baue auf Seine Gnade.“

„Absolvo te!“ sprach der Bischof mit erhobener Stimme. „Und als gebührenden Lohn für diese Selbstbeherrschung, die vornehmlich den Mächtigen der Erde so wohl ansteht, biete ich Eurer königlichen Majestät dieß Breve Sr. Heiligkeit, Paschalis II.“

„Ich empfange es in geziemender Ehrfurcht. Wißt Ihr, Bischof, was es enthält? Was besiehlt der Vater seinem treuesten Sohne?“

„Paschalis gewährt, was Ihr von ihm erbeten habt. Er entbindet Euch von der Verpflichtung, dem Erzbischofe von Bremen in Kirchensachen unterthänig zu sein.“

„Thut er das?“

„Er thut es. Und indem er selbst das obere Regiment sich vorbehält, legt er die Machtvollkommenheit in Eure Hände, in Eurem Lande ein eigenes Erzbisthum zu errichten, und den ersten Erzbischof zu ernennen, dessen Wahl er, voll Vertrauen auf Eure Weisheit, im Voraus genehmigt.“

„So wollen wir denn das fromme Werk ohne Aufschub beginnen, sobald ich mich dazu durch inbrün-

stiges Gebet gestärkt habe. Ihr werdet mit mir beten, Bischof von Lund."

„Gewiß, mein gnädigster König!"

„So bin ich denn Herr in meinem Lande, geistlicher und weltlicher, ein wahrhafter König. Ich will zeigen, daß ich einer solchen Macht werth bin. Guter Adger, ich sage Dir nicht, wen ich im Sinne habe bei meiner Wahl, aber Du wirst mit ihm zufrieden sein."

„Ich geize nicht nach den Schätzen dieser Welt!" entgegnete mit erheuchelter Demuth der Bischof von Lund. „Wie Gott über mich beschlossen hat, so wird mir geschehen, und was mir von Seiner Hand bestimmt ist, wird mir werden."

Da vernahm man von den Zinnen des Schlosses das Horn des Wächters, und wie ihm von unten herauf geantwortet wurde. Trompeten erschallten und im Schloßhofe entstand eine laute Bewegung.

„Was gibt's draußen?" herrschte der König den eintretenden Trabanten an.

„Mein erhabener Gebieter! Ich komme, Euch zu melden, daß der Herzog von Schleswig so eben seinen Einzug in das Schloß hält."

„Der Herzog von Schleswig?" fragte der Bischof von Lund mit einigem Erstaun n.

„Knud Laward?“ rief der König grollend.

„Und mit ihm ein stattliches Gefolge von Herren und Knappen.“

„Habt Ihr ihnen ohne Weiteres die Thore geöffnet? Wehe Euch, wenn Unheil aus diesem Leichtsinn entsteht! — Bischof! Was bedeutet das? — Ich lasse Euch Allen den Kopf vor die Füße legen, wenn der Herzog nur mit dem Zucken der Wimper den Schloßbann verletzt! — Adger, denke nach, was dieser Besuch zu bedeuten hat. Er macht mir Gänsehaut! — Hollah, Trabant! Sind sie schwer bewaffnet diese gestrengen Herren von Schleswig?“

„Sie tragen weder Harnisch, noch Helm. Festlich, wie zum Tanze, sind sie geschmückt, und fröhlich und guter Dinge schauen sie um sich, als wären sie zu einem glänzenden Banket entboten.“

„So muß ich wohl dazu thun, die ungebetenen Gäste geziemend zu empfangen, so viel es die Einfachheit meines Hofhaltes erlaubt, der weit entfernt ist von dem prahlerischen Glanze, den dieser Knud Laward um sich zu verbreiten pflegt.“

Der Trabant entfernte sich auf einen gebietenden Wink des Königs.

Es entstand eine Pause. Der König ging sinnend auf und ab, dann rief er aus:

„Ich hasse diesen Herzog; denn er hat mich stets um die von dem Volke mir verliehene Krone beneidet."

„Er beneidet Euch nicht nur darum, mein gnädigster König, er trachtet sogar danach, wie er sie Euch entreiße."

„Ich weiß, mein guter Adger. Aber es muß eine starke Faust sein, die eine Krone von dem Haupte rauben will, das die Kirche mit derselben schmückte."

„Und darauf zu erhalten wissen wird!" fiel der Bischof mit starkem Tone ein.

„Wird sie? Das ist gut, Bischof. Mit dieser Versicherung bin ich stark. Jetzt wollen wir gehen, und wie ein einfacher Hausvater will ich diesen zierlich aufgestutzten Herzog in meiner stillen Wohnung empfangen. Begleitet mich in den Audienzsaal."

Der Zwiesprach der blutsverwandten Fürsten hatte nicht gar lange gedauert, als bereits eine drückende Pause eintrat.

König Nils unterbrach sie grollend:

„Ihr seid sehr aufgeräumt in dieser ernsten Zeit, Vetter!"

„Warum sollte ich nicht?" entgegnete Knud

Laward unbefangen. „Ich bin fröhlich und guter Dinge über den gnädigen Empfang, den Euer Gnaden mir hat zu Theil werden lassen, und will nur wünschen, daß Eure Majestät mir diese Gunst, die mir so überaus theuer ist, erhalte.“

„Ist es wirklich das, was Euer Liebden so fröhlich stimmt? Ich kann es kaum glauben, daß der Herr Herzog von Schleswig, der Liebling des deutschen Kaisers, sich mit einer so geringen Gabe begnügt, als die Gunst seines demüthigen Blutsverwandten ist.“

„Ich nehme Euern frommen Kanzler zum Zeugen, daß meine Aeußerung wahrhaftig ist. Herr Bischof von Lund, legt gütigst vor dem Könige Zeugniß ab, daß ich die Wahrheit gesprochen.“

Der Bischof, der zur Linken des Königs stand, wandte sich unwillig ab.

„Ihr wollt mir nicht zeugen, Herr Adger? Also zweifelt Ihr? Trotz dieses Zweifels schwöre ich Euch, daß ich Keinem weiche, wenn es gilt, die Treue zu bewähren, die ich als dänischer Prinz Dänemarks Wahlkönig zugeschworen habe.“

„Wahlkönig?“ fragte Nils mit gezogenem Tone.

„Seid Ihr's nicht? Und seid Ihr nicht stolz auf diesen Titel, der mir höher dünkt, als einer in

der Christenheit? Der ererbte Besitz verleiht keinen Ruhm; er kommt, weil er kommen muß. Aber Ihr nehmt Euern hohen Rang ein durch die gemeinsame Wahl des Volkes, das Euch zu seinem Herrn berufen und an diesen Platz gestellt hat."

„Und wer mich dahin stellte, kann mich auch wieder herabstürzen. Meint Ihr nicht so?"

„Wie kommt Euer Gnaden auf das?"

„Eine rasch vollzogene Wahl kann gereuen, sie kann für nichtig erklärt werden, ein Anderer kann an die Stelle des Verstoßenen gestellt werden."

„Solche Fälle gibt es. Es könnte geschehen, daß ein Gewählter dem Vertrauen des Volkes nicht entspräche und die heilig beschwornen Verträge nicht halten wollte. Das aber kann Euer Gnaden nicht auf sich beziehen."

König Nils hielt den ersten Gedanken fest:

„Und über den Nacken des Gestürzten hinweg stiege der neue König die Stufen des Thrones hinan."

„Dreifachen Fluch über solchen Verräther!" rief eifernd der Bischof.

„Recht, frommer Vater!" entgegnete heiteren Sinnes der Herzog von Schleswig. „Ich bin ganz Eurer Meinung, das schwöre ich."

„Schwört keinen Meineid, Vetter!“ unterbrach ihn der König. „Ich weiß, Ihr seid voll des unbezwinglichsten Ehrgeizes und trachtet nach einer Königskrone.“

„Falsch gesprochen, König. Man trachtet nur nach Dingen, die man nicht schon errungen hat.“

„Verräther!“ schrie König Nils, bleich wie fallender Schnee.

„Seid gewiß, Herr Herzog von Schleswig,“ rief erbittert der Bischof, „dieser ungeziemende Scherz wird Euch theuer zu stehen kommen.“

„Wer sagt Euch, daß hier gescherzt wird?“ entgegnete der Herzog stolz. „Ja, Oheim Nils, ich bin König und deßhalb erscheine ich an Deinem Hofe, nicht um Dir als Vasallen zu huldigen, sondern Dir als erwähltem König ebenbürtig zur Seite zu stehen.“

„Ich will nichts hören von Deinen Verräthereien, Du übermüthiger Vasall!“

„Des Kaisers Botschaft mußt Du vernehmen, König Nils. In seinem Namen stehe ich hier. Nicht um der großen Dienste willen, die ich in dem Wendenkriege dem Dänenvolke geleistet, Dienste, die dessen König nicht anerkennen will, sondern um des Wenigen, was ich dadurch zum Heile des ganzen deutschen

Landes und zur Ehre unserer heiligen Religion gethan habe, hat mich des deutschen Kaisers Majestät zum Könige der Wenden ernannt."

„Zum Könige der Wenden?"

„Und hat mich mit eigener Hand feierlich gekrönt."

„Dich gekrönt? Dich, Knud Laward?"

„So ist es. Und da ich nun ganz und gar Deines Gleichen bin, wackerer Oheim, so dächte ich, Du ließest Dein arges Mißtrauen gegen mich fahren und bötest mir versöhnt Deine Hand. Wahrhaftig, Du hast keinen treueren Freund in Dänemark und es ist ein anderes Werk, wenn zwei Könige sich freimüthig besprechen, als wenn Fürst und Vasall miteinander verhandeln."

Der König schwieg.

Der Bischof erhob seine Stimme:

„Die Kirche wird mit allem Eifer gegen eine solche Ernennung protestiren. Ein freigeisterischer Fürst als König eines Volkes, das, trotz des ihm gepredigten Christenglaubens, entweder insgeheim, oder offenbar dem Heidenthume huldigt, ist ein viel zu bedrohliches Ereigniß, als daß es zu Recht bestehen könnte. Der heilige Vater wird protestiren, der Kaiser muß seine Wahl zurücknehmen."

„Versucht's, ob er es thut. Einstweilen bleibe ich, was ich bin, König der Wenden, Herzog in Schleswig und dänischer Prinz, und weder der geistliche, noch der weltliche Purpur soll mir ein Titelchen davon wegschwatzen. Höre auf mein ehrliches Wort, König Nils; ich komme zu Dir als ein treuer Nachbar und bitte um Deine Freundschaft, um Dein Vertrauen. Willst Du sie mir gewähren, wird es zu unser Beider Wohl gereichen; willst Du es nicht, wälze ich die Folgen dieser Weigerung auf Dich."

„Damit warst Du stets bei der Hand, Vetter. Du wälztest ganze Berge auf mich herab, als der Wendenfürst Heinrich sich trotzig gegen mich erhob und ich dem übermüthigen Knaben nicht gleich den Willen thun wollte."

„Ich that es, weil Du im Unrecht warst, König Nils. Der Wende Heinrich war Dein Schwestersohn, und hatte gerechten Anspruch auf den Nachlaß seiner Mutter; Du verweigertest ihm diesen, und der Krieg begann, der viel edles Blut gekostet hat. Ich habe ihn Dir zu Ende gefochten und Deinem Lande den Frieden wiedergegeben. Dafür bist Du mir Dank schuldig."

„Du hast Dir Deine Mühe vom Kaiser reichlich genug bezahlen lassen."

„Dir geziemt nicht, mir vorzurechnen, was die hochherzige Freundschaft des Kaisers mir verliehen hat; Du bleibst vielmehr mein Schuldner nach wie vor. Zucke nicht mit den Wimpern, Oheim, ich komme nicht, Dich zu mahnen; es hat Zeit mit der Bezahlung.“

„Um so mehr, als die Richtigkeit dieser Schuld noch sehr bezweifelt werden muß!“ fiel der Bischof von Lund hastig ein. „Es gilt erst, die Forderungen des Herrn Herzogs — Seiner Wendischen Majestät, sollte ich sagen — strenge zu prüfen, und dann bleibt dem Könige noch immer das Recht der Verwerfung.“

„Es war ein Glaubenskrieg, Herr Bischof, und darum hat die Kirche in dieser Angelegenheit allerdings eine berathende Stimme. Aber wie mächtig Ihr Euch auch denken mögt in dem Sprengel von Lund, so steht doch ein deutscher Bischof über Euch.“

„Stand, Herr Herzog!“ fiel der Bischof höhnend ein. „Seit dem letzten Breve des Papstes nicht mehr. Dänemark ist seiner Pflichten gegen das Erzbisthum Bremen entbunden und König Nils hat das Recht, sich einen eigenen Erzbischof zu wählen, der in Gemeinschaft mit ihm, in Kirchensachen unumschränkt verhandelt und nur Seiner Heiligkeit selbst verantwortlich ist.“

„Und alsobald will ich es vollbringen. Dänemark ist jetzt ein eigenes, unabhängiges Erzbisthum und ich, sein erwählter König, mache von dem mir verliehenen Rechte Gebrauch und erwähle Dich, Adger, bisherigen Bischof von Lund, zum ersten Erzbischof des gesammten dänischen Reiches, das ich Deiner Milde und Freundlichkeit empfehle. Bleibe des Himmels Gnade Dir stets in Hulden so beigethan, wie ich Dein treuer Freund sein werde."

„Eurer königlichen Majestät Gnade bewegt mich tief. Das hohe Amt, welches mein König mir überträgt, will ich verwalten nach Pflicht und Gewissen, und den Himmel bitten, daß er mir Kraft dazu verleihe."

„Amen!" sprach der König, sich fromm bekreuzigend.

„Herrlich! Vortrefflich!" rief lachend Knud Laward. „Herr Erzbischof, nehmt meinen Glückwunsch zu Eurer Standes-Erhöhung; denn nun sind wir hier im Saale der Könige Drei!"

Der demüthig-stolze Kirchenfürst verneigte sich tief vor seinem Landesherrn:

„Verzeihe mir, mein gnädigster Gebieter, wenn ich ihm nicht so danke, wie ich sollte. Aber diese

plötzliche, unerwartete Gnade — — dazu dieser stolze König der Heiden — — es entstehen so widerstrebende Empfindungen in mir, daß ich der Ruhe und Einsamkeit bedarf, um mich zu sammeln. Knud Laward, vergebe Euch Gott jeden Spott und jede Kränkung, die Ihr mir angethan, eben so willig, als ich sie Euch vergebe. Der Gott des Friedens und des Erbarmens segne Euch, mein hoher, königlicher Herr, und sei mit Euch immerdar; ich empfehle Euch in brünstigem Gebete seinem heiligen und würdigen Schutze."

Der neu erwählte Erzbischof entfernte sich mit demüthigen Geberden.

Die beiden Könige standen sich gegenüber.

„Ich will allein sein," sprach nach einer Pause grollend der König.

„Es sei fern von mir, mich Dem aufzudrängen, der mich muthwillig von sich stößt. Wahrhaftig, Oheim, bis jetzt warst Du doch zum Schein König in Deinem Lande, nun wird auch der letzte Nimbus schwinden. Dieser Adger wird sich Deinen Purpur und Deine Krone anmaßen."

„Nicht weiter, Herzog!"

„Ich muß es Dir sagen, damit ich mein Gewissen

befreie. Du glaubst freier zu sein, weil Du Dich von dem Bremer Erzbisthum losgerissen hast, aber Du wirst weit tiefer gebeugt werden unter das Joch, das Du jetzt jubelnd auf Dich nimmst. Mein armes Vaterland, ich beklage Dich; denn ich sehe im Geiste die trüben Tage, die über Dich hereinbrechen."

„Was kümmern Dich seine guten und seine trüben Tage, entartetes Dänenkind!"

„Es lebt kein Mann auf Seeland und den übrigen Inseln, der es redlicher mit Dänemark meint, als ich."

„Das beweist die blinde Liebe, die Du den Deutschen widmest, und die Verachtung alles Dessen, was Deiner Heimath theuer ist."

„So sagt Dein Adger. Ich aber sage Dir, es hält sie Niemand höher, als ich, und darum will ich, daß sie sei, was sie sein kann. Mir widerstehen diese rohen Sitten und Gebräuche, die hier noch jetzt so heimisch sind, wie zu den blinden Heidenzeiten; mich bekümmert's, daß alles Gute, was mein Vater, Erich Siegod, begann, für immer verloren geht, statt, daß rüstig fortgebaut wird am begonnenen Werk."

„Ei, mein schmucker Herzog, wißt Ihr nicht, daß gerade Euere Brüder die beiden Aergsten sind unter

allen Aufsätzigen, und daß sie Krieg auf Leben und Tod miteinander führen im Lande? Wo soll die Gesittung des Bauern herkommen, wenn die ersten Edelleute des Reiches Tag und Nacht auf Raub, Mord und Brand ausziehen?"

„Du hättest sollen Deinen Fuß auf ihren Nacken setzen. Du hast es nicht gethan, denn Dir, oder vielmehr Deinem bischöflichen Rathgeber war es recht; er konnte desto besser im Trüben fischen. Allein ich habe strenges Regiment geübt an Deiner Statt, habe die übermächtigen Tollköpfe zu mir entbieten lassen nach Schleswig und bringe sie versöhnt nach Roskilde zurück."

„Das hättest Du gethan?"

„Hat man Dir's nicht gesagt?"

„Du hättest meine Thron-Vasallen zu Dir in Dein Herzogthum entboten und daselbst mit ihnen geschaltet nach eigener Willkür? Unerhört."

„Ich habe Dir einen Dienst geleistet; auf welche Weise es geschehen ist, kann gleichviel gelten. Mein Bruder Harald besaß ein reiches und mächtiges Erbe, während mein Bruder Erich fast leer ausging; ich habe hinsichtlich der Macht und des Reichthums das Gleichgewicht zwischen ihnen hergestellt, und sie haben

mir in Gegenwart des Sachsenherzogs Urphed schwören müssen. Sie kennen mich und werden Wort halten. Du aber, König Nils, befiehl, wann sie vor Deinem Angesicht erscheinen und Dir neuerdings das Gelübde der Treue und des Gehorsams ablegen sollen."

„Um es zu halten, wie das erste Mal? Ich will sie nicht sehen."

„Deines Gefallens. Der Zweck meines Kommens ist verfehlt und ich will Dich ferner nicht belästigen. Dem wahrhaft treuen Manne geht es schwer ein, zu sehen, daß alles Bemühen, sein redliches Streben erkannt zu sehen, vergebens ist. Ich scheide mit leichtem Gewissen, denn mich trifft kein Vorwurf. Deine weibische Furcht, Dein thörichter Trotz wird den Frieden von diesem Lande fern halten und den letzten Schimmer von Glück zerstören."

„Genug, Herzog, mehr als genug! Ich befehle Dir, zu schweigen und nie wieder vor mir zu erscheinen, außer wenn ich Dich rufen lasse."

„Ich will Dir in Beidem gehorchen. Siehe zu, König Nils, daß Du mich nicht zu bald zu Dir entbieten läßt."

Er entfernte sich in stolzer Haltung.

„Ist denn kein Meuchler in Dänemark, der mich

von diesem lästigen Prahler befreien kann?" sprach grollend der König vor sich hin.

Prinz Magnus, der Sohn des Königs, trat in den Saal.

3. Seelandsrose.

Laute Bewegung herrschte in den Straßen von Roskilde. Die Handwerker verließen die Werkstatt und standen gaffend vor den Thüren.

„Ist's gewiß wahr?"

„Ihr könnt's glauben. Er ist da!"

„Der Knud Laward? Wo ist er denn nur hergekommen?"

„Kann mir's nicht denken. Auf dem ganzen Isefiord war ja kein Segel zu sehen."

„Ja, das ist seine Weise, Alles anders zu thun, als die Uebrigen. Am jenseitigen Ufer ist er gelandet und sprengt darauf mit seinem stolzen Rosse quer durch das Land. Hat ein wunderlich Maulaufsperren oben im Schlosse gegeben."

„Sind ihm nicht besonders grün da oben. Der König nicht und der Prinz Magnus auch nicht."

Absonderlich der Letztere, der, seit sie ihn zum

Könige von Schweden gemacht haben, die Nase noch einmal so hoch trägt."

„Ist dumm von dem Prinzen Magnus, denn er sieht dann den Stein nicht, den sie ihm in den Weg rollen, und stolpert darüber."

„Und der Bischof erst! Hat Der sich gekreuzt und gesegnet. Gott bewahre uns!"

„Du! Willst in den Kirchenbann gethan werden? Reitet Dich der Teufel, daß Du Seine Würden noch Bischof von Lund nennst, während er doch schon einen Tag lang Erzbischof von Dänemark ist?"

„Recht. Er hat große Eile gehabt, es an allen Ecken und Enden auszuposaunen, damit nur Stadt und Land es brühwarm erfahren sollten."

„Brühwarm? Die Suppe ist nicht mehr so heiß, daß sich noch Einer das Maul daran verbrennt. Er hat's schon verblümter Weise am heiligen Osterfeste verkündigen lassen, daß der König ihm den Willen thun müsse, und daß es dann erst recht lustig in Dänemark hergehen solle."

„Nun, wollen's abwarten."

„Was ist das für ein Lärmen da unten in der Straße? Schreit das Volk nicht, als ob es am Spieße stäke!"

„Gebt Acht! Es wird der Herzog sein.“

„Ja, ja! Er ist's! Es ist Knud Laward, der des Weges kommt. Frisch, Ihr Leute! Zeigt, daß Ihr etwas auf ihn haltet und nichts mit den Pfaffen gemein habt, die Zeter über ihn schreien. Hoch lebe der Herzog von Schleswig!“

„Knud Laward lebe hoch!“

„Hoch! Hoch!“

Der Herzog trat unter die versammelten Bürger:

„Dank Euch, meine Freunde! Dank Euch für den herzlichen Empfang. Er zeigt mir, daß Ihr mich noch nicht vergessen habt.“

„Das können wir nimmer. Wir wissen nur zu gut, was wir Euch zu danken haben.“

„Sieh da, der wackere Meister Thielemann aus Hamburg. Wie geht's auf Eurem Zimmerplatz her, lieber Meister? Seid Ihr unverdrossen bei Eurem Geschäft?“

„Vom frühen Morgen bis spät Abends, gnädigster Herr. Der Himmel segnet mein Thun. Es wird allgemach behaglich unter meinem Dache.“

„So seid dankbar gegen die neue Heimath, worin Ihr den Segen gefunden habt. — Laßt mir den Weg frei, Leute, damit ich auch zu den Uebrigen gelangen kann.“

„Platz! Platz dem Herzoge! Hört Ihr nicht?"

„Gott zum Gruß, Ihr Männer! Freut mich, Euch nicht in den Festtagswämsen zu finden. Doppeltes Schaffen gibt doppelten Muth. — Ist das da nicht der Schneider Fischer, der mit mir von Kiel herüber gekommen ist?"

„Bin's, gnädiger Herr Herzog. Erstaunlich, daß Ihr Euch dessen erinnert."

„Wie sollte ich nicht? Habt mir seiner Zeit manches Wamms gemacht, das mir wohl stand. Findet sich gerade eine Gelegenheit, die Kundschaft zu erneuern. Ich bin zu einer Hochzeit nach Ripen geladen und brauche dazu ein stattliches Gewand."

„Befehlt, gnädigster Herr, wann ich mich wegen des Maßnehmens im Schlosse einstellen soll."

„Nicht doch. In der Nähe des Königs haben sie es noch nicht gelernt, einem braven Handwerker nach Verdienst zu begegnen. Ich komme zu Euch in die Werkstatt. Geht es noch so junggesellenmäßig darin zu, oder habt Ihr Euer Gretel heimgeführt, die ich mit ihrer alten Muhme Euch nachgeschickt habe?"

„Habe sie heimgeführt, Herr Herzog. Hab's Weib im Hause und seit gestern einen pausbäckigen Jungen dazu."

„Das ist gut. Wenn Ihr etwa wegen eines Gevatters verlegen seid, mögt Ihr mich nur rufen lassen.“

Dem jungen Meister stürzten die Thränen aus den Augen: „So viel Gnade! Gott segne Euren Eingang bei mir!“

„Morgen, Meister Fischer, morgen! Habt guten Tag, Ihr Leute. Laßt mich nun ruhig meines Weges gehen. Ich vergesse Euch nicht.“

Es wurde Platz und lautes Jubelgeschrei tönte dem Weiterschreitenden nach.

Ein Bauersmann drängte sich an ihn.

„Was soll's, guter Freund? Ich habe Eile.“

„Ich auch, Herr.“

„Komm morgen früh zu mir aufs Schloß, dort will ich Dich hören.“

„Aufs Schloß bin ich nicht versteuert und morgen ist es zu spät.“

„So sprich!“

„Wir haben uns schon gesehen, Herr Herzog.“

„Recht. Ich besinne mich. Heute früh am Isefiord. Jeß Ipsen nannten Dich Deine Gefährten. Was willst Du, Jeß Ipsen?“

„Euch warnen, Herr.“

„Warnen? Wovor?“

„Vor Meuchelmördern.“

„Du bist bei Laune, Freund. Aber höre:“

Der Herzog sah ihn ernst an und runzelte die Stirn: „Ich liebe Spürhunde und Angeber nicht. Wer Andere verläumdet, ist gewöhnlich selbst der Betrüger.“

„Gilt mir gleich, was Ihr von mir denkt. Ich bin Euch beigethan, weil Ihr diesen hündischen Königsknechten, die den Bauern schinden, den Daumen aufs Auge drückt, und es ist nur Eigennutz von mir, wenn ich Euch warne. Die Pfaffen sind Euch auf der Spur. Gedenkt des schwindsüchtigen Predigers, der Euch heute Morgen schimpfirte. Ich habe meine Schuldigkeit gethan. Gott befohlen!“

Der Bauer ging seitwärts ab, ohne sich umzusehen, und der Herzog sagte im Weiterschreiten:

„So wollen wir denn achten auf das Geschmeiß, das uns den Weg versperren will, und es zertreten.“

Aber nichts hemmte den sich beflügelnden Schritt des ritterlichen Fürsten.

In der luftigen Vorhalle eines ländlich gebauten Hauses, das sich unter stattlichen Buchen an der heimlichsten Uferstelle des Isefiords erhob, saß Knud

Laward und ließ sich einen Becher duftenden Weines von einer reizenden Jungfrau kredenzen, deren lichtblaue Augen voll süßer Schwärmerei auf dem Herzoge ruhten.

„Dank Dir, Alfsol, Du reizende Walkyre, die den Helden über Verdienst bewirthet, als säße er in Walhalla an Odin's Göttertafel, der Gefeiertsten Einer. Aber verzeih, holdes Mägdelein, mein unbedachtsam Schwatzen. Du bist viel zu lieblich, um eine Dienende zu sein, wäre es auch in der Halle des Walvaters. Du bist vielmehr Freya selbst, die Göttin der Liebe, und der armen Menschen beseligende Herrscherin."

Alfsol legte die Hand auf den Mund des Herzogs und schmiegte sich erröthend an ihn:

„Wer hat den Herzog von Schleswig so allerliebste Abgötterei gelehrt? Verhüte es Gott in Gnaden, daß der Pater Timotheo, oder gar der Herr Erzbischof Euch hört. Ihr würdet in den Kirchenbann gethan."

„Hätte sein Gutes, mein reizendes Seelandsröschen. Wäre dann von diesen Glatzen weit entfernt und brauchte sie weder auszulachen, noch mich über sie zu ärgern."

„Ihr seid ein arger Spötter und jagt Eurer furchtsamen Magd das Blut ins Gesicht. Was habt Ihr denn nur in der letzten Zeit gemacht, daß Ihr so heidnische Gedanken laut werden laßt? Habt Ihr vielleicht in dem alten Götterhain geschlummert, oder seid Ihr in den Ruinen des alten Leire umhergewandelt, wo Euch der hundertjährige Gorm sammt seiner heidnischen Thyra einen Spuk gemacht? Möge der Herr Euch gnädig sein und Euch in seiner Barmherzigkeit einen Engel schicken..."

„Das hat er schon gethan," unterbrach Knud Laward das reizende Mägdlein, indem er sie leise küssend an sich zog und mit ihren goldenen Locken spielte, die in reicher Fülle auf Hals und Schultern herabringelten.

„Ist es denn wahr, mein theurer Knud, was die Leute sagen und besonders mein Vetter, der in dem Hofstaat des Prinzen Magnus dient?"

„Des Prinzen Magnus? Dieses großen Helden, der sich die Krone von Schweden mit der Schürze eroberte und sie mit dem Schwerdte nicht behaupten kann? Hei, Alfsol, ich wußte nicht, daß Du eine so vornehme Verwandtschaft hattest. Nun, was sagt dieser Schleppenträger Seiner schwedischen Majestät?"

„Er sagt, daß ich mich vor Dir hüten soll, Herzog von Schleswig, denn Du seist nicht allein ein arger Mann, der alle Mägdelein betrüge, wo er deren habhaft werde, sondern auch ein Ritter, dem es nicht genug sei, daß er sein Vaterland abgeschworen und ein Deutscher geworden sei, sondern der auch die Absicht hege, das ganze Dänemark deutsch zu machen und es dem Kaiser als einen besonderen Zierrath an den Saum seines Mantels zu heften."

„Daran würde kaiserliche Majestät zu schleppen haben!" rief lachend der Herzog. „Und was hat Alfsol gethan? Hat sie dem klugen Vetter Recht gegeben?"

Die Jungfrau erwiederte nichts, aber ihr Auge ruhte mit unendlicher Liebe auf dem Herrn.

„Du hast geschwiegen?" fuhr Knud Laward fort und erhob scherzhaft drohend die Hand. „Seht die Betrügerin! Sie schwieg und konnte meine beste Vertheidigerin sein. Sage doch, Alfsol, wenn ich Alles von mir stoße, was dänisch ist, und nichts liebe, als das Deutsche und nur das Deutsche, wie kommt es denn, daß kein deutsches Mädchen dieß Herz gefesselt hat, und daß ich keinen andern Liebeszauber kenne, als den, der aus Alfsol's Augen dringt, und

keine Liebesfessel tragen will, als die ich mir aus Deinem goldenen Ringelhaar schlinge?"

Alfsol aber fiel dem Herzoge mit Thränen um den Hals, sie drückte ihn fest an sich und sank zu seinen Füßen:

„Strafe mich, mein Herr und Gebieter, mein König und mein Gemahl, denn ich bin ein thöricht Kind und würdig Deines Zornes. Was kümmert's mich, ob Du ein Däne bist oder ein Deutscher? Du bist der Mann, dem ich Liebe schwur und dem mein ganzes Herz unwandelbar gehört. Was Du sagst, ist mein Evangelium; was Du thust, ist mein Vorbild. Wohin Du mich weisest, dahin gehe ich, und was Du über mich beschließest, das dulde ich."

„Nun, Du kleine Thörin! Was treibst Du denn für Gaukelspiel?"

„Die bösen Menschen quälen mich in Einem fort, daß ich... O, Knud Laward, mein süßer Freund, sie wollen mich abwendig machen von Dir und verlocken mich mit tausend süßen Worten und Versprechungen, damit ich Dich ihnen verrathe. Noch haben sie nicht gerade herausgesagt, was sie von mir wollen, aber sie trachten darnach, mich zu einer Schandthat zu verleiten."

„Sie gönnen mir keinen Frieden!" rief der Herzog aufspringend. Das Blut stieg ihm ins Gesicht und er ging die Halle mit dröhnenden Schritten auf und ab. „Sie wollen mir keine Ruhe lassen, selbst hier nicht, in der friedlichen Einsamkeit, wo ich Muth schöpfen will für die endlosen Kämpfe, worein sie mich verstricken. Aber das Maaß ist voll und der Fall eines Tropfens kann es überströmen machen. Dann aber kenne ich weder Schonung und Gnade! Heran, Ihr Pfaffen und Pfaffenknechte! Ich will klar mit Euch reden, dänisch, wendisch oder deutsch, so laut und nachdrücklich, daß Euch der Hirnschädel davon platzen soll und wäre er noch drei Mal so dick, als er wirklich ist."

„O, mein edler Held, wie stehst Du so zürnend vor mir, als ein wahrhafter König!" rief Alfsol und drückte des Herzogs Hand an ihre Lippen. „Wie stolz bin ich, die Deine zu sein, und wie will ich Dir dienen als eine treue Magd! So wahr mir Gott helfe, Knud Laward, ich habe mich um das Predigen und Drohen so wenig gekümmert, als um ihre Schmeicheleien und Versprechungen. Ich liebe Dich, mehr braucht es nicht."

„Verdammt sind die Hunde, die mir dieß unschul-

dige Gemüth verführen wollten oder wohl gar schon verführt haben!“ sprach der Herzog grollend vor sich hin, und der Geist des Unmuths verdüsterte seinen klaren Sinn.

Alfsol war hinausgegangen und kehrte mit einem goldenen Pokal zurück. Sie strich die dichten Locken aus seiner düsteren Stirn und sprach mit schmeichelndem Tone:

„Nimm den Pokal und vergiß alle Grillen, ich will Dir unterdessen ein Lied zur Harfe singen.“

Der Herzog faßte den Pokal:

„Einen so funkelnden Wein hast Du mir vorhin nicht kredenzt; er duftet stark. Vielleicht sandten ihn Dir die Freunde des Erzbischofs und ließen Dir sagen, es sei mein Lieblingswein und werde mir besonders wohl bekommen?“

„Das verdiene ich nicht!“ rief die Jungfrau tief gekränkt und die Röthe des Unwillens färbte ihre Wangen. Sie entriß dem Herzoge den Pokal und trank daraus. Dann aber stürzten Thränen aus ihren Augen und sie schwankte dem nächsten Sessel zu.

„Vergib, vergib, mein süßes Herz! Vergib, mein theures Leben!“ sprach der Herzog betheuernd und schloß sie bewegt in seine Arme. „Diese Hunde

bringen meinen Verstand so in Aufruhr, daß ich nicht mehr Tag und Nacht voneinander unterscheide und selbst meine Seelandsrose für eine wuchernde Giftpflanze halte. Und wenn sie es wäre, so will ich mich gern in ihrem Duft berauschen und sterben. Aber vorher muß sie mir vergeben."

„Ich liebe Dich, sonst weiß ich nichts zu sagen!" flüsterte Alfsol und barg ihr Gesicht an der Brust des Helden.

Der fromme Pater Timotheo predigte in seiner Zelle mit salbungsreichem Tone und sein eifrigster Jünger, Lars Jessen, hörte mit großer Andacht zu. Als er aber endete, hob er die Hände zum Himmel, als wollte er die heilige Handlung mit einem Segensspruch enden, ließ sie aber alsbald wieder sinken.

Lars Jessen sank in die Kniee:

„Segne mich, Vater! Segne mich!"

„Erst will ich wissen, ob Du auch eines solchen Segens würdig bist!" sprach streng der Pater. „Gepredigt habe ich Dir ohne Unterlaß vom rechten Kampfe mit den Ungläubigen und dem Antichrist, aber Du hast bis jetzt nichts gethan, als das nachgeplärrt, was ich Dir vorgesungen. Wie willst Du,

daß ich Dich segne als den Vollstrecker des göttlichen Willens und als einen treuen Diener, den ich der Gnade des Erzbischofs empfehlen kann, wenn Du nichts thust, als Deine Zunge brauchen? Wenig hast Du noch gethan für das glorreiche Werk, zu welchem wir berufen sind."

„Ich will mehr thun, frommer Vater! Ich will es!" rief der Jüngling heftig. „Meine Hand ist stark genug, die Streitaxt zu schwingen, und behende genug, um den Saft des Bilsenkrautes in den Weinkrug zu schütten. Ich bin kräftig genug, im offenen Kampfe das Schwerdt zu führen, und vermag den Pfeil vom Bogen an sein sicheres Ziel zu schnellen. Das Alles kann ich und will es vollbringen zur Ehre Gottes. Hallelujah, ich preise den Herrn und verlange nur, in seiner Gnade zu athmen ewiglich."

„Wenn Du mit solchen außerordentlichen Gaben ausgerüstet bist und zeigst Dich willig, sie zum Heil der Kirche zu verwenden, so will ich Dir Gnade spenden, reicher, als Du sie Dir je geträumt hast, und Dein Herz soll im Entzücken überfließen. Heil Dir, mein Sohn, gib mir Deine Hand."

Der Pater führte den Jüngling aus seiner Zelle und betrat mit ihm die Kirche, wo Erzbischof Adger

ein feierliches Hochamt gehalten hatte. Die christliche Gemeinde zerstreute sich bereits nach allen Seiten und trat durch die engen Pforten des Tempels hinaus in den frischen goldenen Morgen. Der Erzbischof aber stand noch immer, verzückten Blickes, auf der obersten Stufe des Hochaltars, als warte er auf eine höhere Eingebung, die er den Gläubigen verkündigen sollte.

Da erhob Pater Timotheo seine Stimme und sprach:

„Zürne nicht Deinem treuen Diener, daß er es wagt, Dich in Deiner gottseligen Beschaulichkeit zu stören, aber es handelt sich um die Vollbringung einer glorreichen That, die wohlgefällig ist vor dem Herrn. Der Diener, der mit Freudigkeit an sein schweres Werk zu gehen bereit ist, bedarf dazu der heiligen Weihe, die ihm nur zu Theil wird, wenn Du segnend Deine Hand auf sein Haupt legst.“

Der Erzbischof ließ allmählich sein Auge sinken und sah die Dinge dieser Welt mit irdischen Blicken an. Er machte über den Pater das Zeichen des Kreuzes und sagte milden Tones:

„Ich betete zu Gott in Demuth, daß Er uns einen Helfer sende in der Zeit der Noth, und Er

hat Freudigkeit in meine Seele gegossen, deßhalb bin ich getrosten Muthes."

„Und Du darfst es sein, ruhmwürdiger Diener des höchsten Herrn," unterbrach ihn der Pater. „Der Helfer, um den Du batest, ist gefunden, und bitte ich Dich zu gestatten, daß ich ihn zu Deinen Füßen führen darf."

„Wer ist es, den Du mir bringst, treuer Timotheo?" fragte der Erzbischof, einen Blick des Einverständnisses mit dem Pater wechselnd, und dann seinen Blick auf den Jüngling richtend, der vor ihm auf den Knieen lag, das Angesicht gegen den Boden gedrückt.

„Es ist der Jüngling, von dem ich Dir schon öfter erzählte, ehrwürdiger Bischof. Lars Jessen ist es, der zu Deinen Füßen betet. Ein williges Werkzeug in der Hand des Herrn, der mir geschworen hat, den Mann, der unseres bedrängten Vaterlandes, und was mehr besagt, unseres Glaubens ärgster Feind ist, aus der Welt zu schaffen, damit das Reich Gottes fortan ungehindert wachse und gedeihe auf Erden."

„Stehe auf, Lars Jessen! Stehe auf, mein Sohn, und sieh' mir ins Gesicht!" sprach freundlich ermunternd der Erzbischof.

Der Jüngling gehorchte zitternd.

„Bist Du wirklich gesinnt, also so thun, wie der fromme Pater Timotheo sagt?"

„Das bin ich."

„Und willst das arme Dänemark von der Noth und Plage befreien, worunter es sich jetzt schmerzlich krümmt?"

„Ich gelobe es."

„So gib mir die Hand, Du erwähltes Rüstzeug des Herrn. Es geleite Dich die Kraft Gottes, ohne welche nichts auf Erden vollbracht wird und die allein geschickt macht zu großen Dingen. Der Herr segne Dich und behüte Dich! Er erleuchte Dich, damit Du den rechten Gegner findest, und sei mit Dir, damit Du als ein Sieger aus diesem gottgefälligen Kampfe hervorgehst. Ziehe in Frieden, mein Sohn!"

Der Erzbischof entließ den jungen Fanatiker, indem er einen leisen Kuß auf seine Stirn hauchte:

„Gehe getrost! Du bist geweiht!"

Lars Jessen schwankte von dem Altar weg und rief, sich in Verzückung entfernend:

„Auf meiner Stirn glüht heiliges Feuer. Jetzt bin ich stark genug, dem Belial zu trotzen und allen seinen Gesellen. Hallelujah!"

Es dämmerte.

In der Alfsol=Halle dunkelte der Abend herein und zeichnete seine langen Schatten an die Wände. Nur durch die Eingangspforte drang ein Strahl des scheidenden Lichtes und warf seine Gluthröthe auf das weiße Gewand der zarten Jungfrau, die neben dem Ruhebette saß, worauf sich Knud Laward nachlässig hingestreckt hatte und in tiefes Nachsinnen versunken war.

Alfsol's Finger glitten unbewußt über die Saiten der Harfe und die goldenen Töne schwebten durch die Halle hinaus über die schattenden Buchen in das schimmernde Abendroth. Und auf diesen Tönen wiegten sich die Träume des holdseligen Mägdeleins und schwebten mit ihnen hinauf in den glühenden Abend, fernen, unbekannten Gegenden zu, die im Rosenschimmer der Verklärung vor ihr auftauchten. Dann fiel ihr leuchtender Blick auf den Schläfer, der mit süßbestrickenden Worten all' diese Träume des Glückes heraufbeschworen hatte, denn geschildert hatte ihr Knud Laward seinen Aufenthalt an dem Hofe des Kaisers, seine Wanderungen an den Ufern des Rheins, von den hochragenden Burgen auf zackigem Fels und den lieblich grünenden Rebenhügeln, die allmählich

in den Strom hinabsteigen. Und weiter von der Pracht des kaiserlichen Hofes, von den tausend Fürsten, Rittern und Damen, die sich in dem Glanz der kaiserlichen Glorie sonnen, und wie er mitten unter Allen gestanden, wie der Kaiser ihm huldvoll gewinkt, wie er darauf niedergekniet sei und aus der Hand des hochgesinnten Herrschers die Krone empfangen habe; wie der Kaiser ihn als einen rechten König begrüßt und an seine Brust gedrückt habe, wie er darauf nach dem Norden gezogen sei, um sein schleswiger Land zu sehen und darin zu walten mit ächtem Königssinn, mit erhabener Milde und weiser Strenge zugleich; wie er endlich nach Seeland gekommen, dem Könige von Dänemark die Vasallenpflicht aufzukündigen und mit sich heim zu nehmen nach dem neuen Königssitze, was ihm besonders lieb sei auf dem buchenumkränzten Eiland, vor Allem aber seine holde Seelandsrose, die er verpflanzen wollte in einen gedeihlichen Boden, damit sie blühe und strahle, eine Lieblingsblume aus Gottes Garten und ein Augentrost für die Menschen.

Und als er ihr dieß Alles gesagt und mit den lieblichsten Farben ausgemalt, legte er das Haupt zurück, sie mildlächelnd anschauend. Alfsol aber, voll

Stolz auf ihren königlichen Freund blickend, ließ einen mächtigen Gesang erschallen zum Ruhm seines ritterlichen Geistes und rührte die Saiten, bald majestätisch-feierlich, bald lieblich-klagend und scherzend, süß und schmelzend, daß Knud Laward lächelnd aufhorchte, bis ihn endlich ein sanfter Schlaf umfing, und er nur noch träumend das klingende Tönen vernahm.

Da sank auch der letzte Strahl des aufglimmenden Abends in die dunkelnde See und ein Schatten schwebte nebelgleich durch das luftige Portal in die Halle, wo der König schlief und die Jungfrau träumte. Der Schatten schwebte längs der Wand immer näher dem Lager des Schlummernden, ungesehen von dem Auge der Liebe.

Die Gestalt war nur noch wenige Schritte entfernt und hob drohend den Arm. Da sprang eine Saite der Harfe und laut schrillend flog der Ton durch das weite Gemach. Alfsol schrie auf und blickte verstört umher, Knud Laward aber sprang rasch vom Lager auf und sah offnen Blickes um sich, sogleich die dunkle Gestalt erspähend, die bereits so nahe an ihn herangekommen war.

Aber in demselben Augenblicke stürzte diese sich

auf den Fürsten und mit dem Ausrufe: „Hallelujah! Ich opfere diesen Ketzer dem Herrn!“ schwang sie einen blinkenden Dolch.

Lautschreiend stürzte Alffol vorwärts und warf sich dem Herzoge an die Brust, der seinen Mörder festen Fußes erwartete. Er wollte den Arm des Meuchlers ergreifen, aber Alffol hielt ihn so fest umschlungen, daß er sich nicht von der Stelle zu bewegen vermochte. Der blitzende Dolch tauchte nieder, und ein warmer Blutstrahl sprang auf. Mit einem matten Seufzer sank die Jungfrau zusammen und glitt zu Boden. Der Meuchler aber schwang triumphirend seine Waffe und ging mit dröhnenden Schritten dem Ausgange zu, denn er glaubte den Herzog getroffen zu haben, weil dieser sich bückte, um sein verwundetes Liebchen zu halten.

Alles das war das Werk eines Augenblickes.

Aber in dem Moment, als der Mörder durch den Ausgang entfliehen wollte, erschien die riesige Gestalt des Bauern Jeß Ipsen und packte ihn bei der Kehle:

„Verdammter Hund von einem Pfaffenknecht! Habe ich Dich doch zu spät erwischt? Hollah, Herr Knud Laward, seid Ihr von dem Dolche des Niederträchtigen getroffen, oder seid Ihr gerettet?“

Knud Laward hatte die Jungfrau auf das Ruhebett gelegt und sah mit tiefem Schmerze auf das hervorquellende Blut, das die schreckensbleich herbeigestürzte Dienerin nicht schnell genug zu stillen vermochte.

„Hier bin ich, und unversehrt," sprach er tonlos. „Ich bin gerettet, aber um welchen Preis!"

„Er soll's büßen, dieser Hund!" sprach der Bauer, den Mörder tüchtig schüttelnd, so daß diesem fast der Athem verging.

Da wurde es laut vor der Halle und die sechs Söhne Jeß Ipsen's drängten von verschiedenen Seiten herbei.

„Wir kommen zu spät, Jungens!" sagte der Alte. „Zwar hat der Bube den Herzog nicht getroffen, aber ein unschuldiges Kind, das nie ein Wasser trübte; die liebliche Seelandsrose, die allen Armen und Kranken ein Trost war, hat er getödtet, und darum geschieht ihm sein volles Recht, wenn er schimpflich abgethan wird, ohne Urtheil und Recht, hinfahrend wie ein Vieh, ohne Beichte und Absolution."

„Gebt ihn uns, Vater! Gebt ihn uns!" riefen die jungen Männer und streckten ihre Hände nach dem Mörder aus, der von der eisernen Faust des

markigen Bauern umkrallt, kaum zu athmen vermochte.

„Da habt Ihr ihn!“ lachte der Alte laut auf und warf das Werkzeug des Paters Timotheo seinen Söhnen zu, die mit lautem Jubelgeschrei sammt ihrer Beute davoneilten.

„Halt!“ rief der Herzog mit donnernder Stimme. „Halt, befehle ich Euch!“

„Das junge Volk ist schon weit weg und hört Euer Rufen nicht mehr, Herr Herzog,“ sprach gelassen der Bauer. „Wollt Ihr mir sagen, was Euch zu Diensten ist, dann will ich suchen, es auszurichten.“

„Daß Keiner dem Buben ein Haar krümme! Keiner!“

„Will hinausgehen und es den Jungens sagen. Zweifle aber, daß ich noch zur rechten Zeit komme; denn sie haben schon lange einen Zahn auf diesen Hund und sind eine ziemliche Strecke voraus.“

Damit ging Jeß Ipsen den Söhnen nach, aber ohne sich sonderlich zu beeilen.

Kerzen wurden gebracht. Die sorgfältigsten Bemühungen wurden fortgesetzt und nicht vergebens. Alffol schlug die Augen auf:

„Wo bin ich?“

„Mein süßes Leben!“ sprach der Herzog mit gewaltsam unterdrücktem Schmerz. „Du bist bei mir, in meinen Armen. Sei getrost, Alfsol, ein kunstgerechter Arzt wird erscheinen und Hülfe bringen.“

„Nein, mein theurer Knud. Der Dolch Deines Feindes hat mein innerstes Leben getroffen. Mein junges Dasein ist hin.“

Ein tiefes Leid malte sich in den Zügen des Fürsten.

„Ich werde sterben, aber glücklich sterben,“ lispelte Alfsol kaum hörbar. „Sie haben mich Seelandsrose genannt, ob ich gleich weiß war bis zu dieser Stunde. Nun aber bin ich wirklich eine Rose, geröthet vom Herzblut, das ich für Dich vergießen durfte. Mein Tod ist Dein Leben! Kann ich noch glücklicher sein?“

„Du stirbst, mein holdes Kind, und mit Dir stirbt meines Herzens Freude und seine Lust. Dein Auge wird sich schließen, und ich kann Dir die Freuden nicht schaffen, die ich Dir noch vor wenigen Augenblicken verheißen habe. Aber Rache sollst Du haben, endlose Rache! Unter meiner Faust sollen sie sich krümmen diese Heuchler und Augendiener, und mit dem verächtlichen Werkzeug, das sie bewaffneten und das, ohne mich zu berühren, mich doch zum Tod getroffen, will ich den Anfang machen.“

„Vergib — vergib ihm — mein Herr und König. — Vergib ihm, mein Freund, — wie ich — ihm vergebe.“

„Ich will nicht!“

„Vergib — Knud Laward — vergib, um meiner — ewigen Ruhe willen.“

Der Herzog schwieg.

„Wie Christus seinem Mörder vergab....“

Sie sprach es mit hinsterbender Stimme.

„Ich will's!“

„Das geht nicht mehr an!“ rief Jeß Ipsen, der wieder in die Halle trat, mit markigem Ton. „Meine Jungen haben nicht lange gespaßt. Als ich sie fand, hatten sie ihm schon die Schlinge um den Hals gelegt und wacker zugeschnürt. Er hängt nun am höchsten Baum, vom Nachtsturm tüchtig geschüttelt, und die Raben umkreisen ihn mit lautem Gekrächz. Laßt ihn zum Teufel fahren, dem er gedient sein Lebelang. Mir thut's Leid, daß diese Bestie mich doch überlistete, denn ich hatte es redlich gemeint. Gott befohlen, Herr Herzog; ein anderes Mal will ich die Augen weiter aufmachen.“

Er ging hinaus.

Mitternacht kam näher und näher. Als die erste

Stunde des neuen Tages anbrach, waren Alfsol's milde Augensterne erloschen.

Knud Laward kniete in stummer Trauer neben ihrem Lager.

4. Der Schwur.

„Seht, wer daher kommt!"

„Das ist Prinz Erich; der jüngere Bruder Knud Laward's. Nimmt mich Wunder, daß Ihr Den nicht kennt, Nachbar."

„Wie sollte ich? Bin ja erst seit Kurzem angesessen in Roskilde und habe viel mit der Einrichtung von Haus und Werkstatt zu thun gehabt. Aber am lieben Sonntag läßt man's Maulaffen gelten."

„Das ist also Prinz Erich, Nachbar. Ein lieber, freundlicher Herr. Ist lustig und guter Dinge. Hat auch Ursache, es zu sein; denn er war früher ein armer Teufel und hat jetzt Land und Leute vollauf. Will's Euch 'mal bei 'm Kruge Meth erzählen, wie das zugegangen ist; habe jetzt keine Zeit dazu. Da kommt ein neuer Zug."

„Wer ist's?"

„Das ist der ältere Bruder vom Knud Laward,

der Prinz Harald. Hu! Was der für 'n finsteres Gesicht macht. Man könnte sich ordentlich vor ihm fürchten."

„Mag wohl Ursache haben, so grämlich drein zu schauen."

„Freilich hat er Ursache. Haben ihm das schönste Stück Fleisch aus seinem Kessel gefischt und auf des Bruders Teller gelegt; nun ist seine Suppe um so viel magerer geworden."

„Verdenk's ihm nicht, daß er grollt. Wenn's an den eigenen Seckel geht, hört jede Blutsfreundschaft auf. Das ist bei uns im Sachsenlande so und wird hier bei Euch nicht besser sein. Erst ich und was mein ist, dann kommen später die Andern."

„Auch gut so, Nachbar. Aber da kommt ja Euer Geselle in voller Hast gestürzt. Ist 'n tüchtiger Junge und ein ächtes Dänenkind. Wie läßt er sich denn an zum Handwerk?"

„Nicht sonderlich. Hat wenig Sitzfleisch und bekümmert sich zuviel um Dinge, die ihn nichts angehen. Er bildet sich ein, in den Schlössern der Edelleute besser bewandert zu sein, als in seiner eigenen Bodenkammer. Die Jugend ist überklug. Gott besser's! He, Gesell, sage an, wo Du herkommst?"

„Gott zum Gruß, Meister! Und laßt Euch nur gleich von mir eine lustige Geschichte erzählen."

„Was für 'ne Geschichte?"

„Der Prinz Heinrich — Ihr wißts ja, er tritt mit einem Fuße kurz, darum nennen sie ihn Heinrich Hinkefuß — der ist nach Ripen gewesen, von wo er so eben in hellem Zorn zurückkehrt. Er war dort auf einer Hochzeit, wo es hoch herging und ein Faß Meth nach dem andern leer lief. Wie er nun so da sitzt und mit den Herren zecht, kommt Knud Laward daher, den Hochzeitsvater zu begrüßen, der lange Zeit sein Waffengefährte gewesen ist. Um Diesem besondere Ehre zu erweisen, erscheint er mit großem Gefolge, reich gekleidet und gewappnet zu allerlei Scherzspiel. Er selbst aber reitet ein milchweißes Pferd und hat ein schimmerndes Purpurgewand angelegt, das war nach sächsischem Schnitt und hier noch nie so reich gesehen worden. Und ward die ganze Hochzeit verdunkelt durch Knud Laward, und er allein war der Mann, auf den sich alle Blicke richteten. Das ärgert den Heinrich Hinkefuß, der überdieß einen Zahn auf den ritterlichen Herrn hat, darum geht er an diesen Herrn, der eben einen Kreis guter Gesellen um sich sammelt, legt die Hand

auf dessen Schulter und sagt so laut, daß Alle es hören konnten: „Purpur schützt vor Schwerdtern nicht.“ Darob waren Alle erstaunt und wußten nicht, was sie beginnen sollten bei so unvernünftiger Rede; Knud Laward aber wandte sich um und sagte gelassen: „Schaffell thut's auch nicht.“ Da entstand ein lautes Gelächter ringsum, das wollte nicht enden; denn Prinz Hinkefuß trägt sich sehr unsauber und hatte an dem Tage gerade ein derbes Schaffell um die Schultern geworfen, zum großen Aerger der schmucken Braut. Als nun der Prinz sah, daß alle Anwesenden auf die Seite seines Gegners traten, schwang er sich auf sein Pferd und schwur im Davoneilen, er wolle es dem Herzog ewig gedenken.“

„Ich sag's, Nachbar. Es ist nicht Alles, wie es sein soll, und es stehen uns wieder schwere Zeiten bevor. Was ist denn aber eigentlich los, daß alle Herren und Ritter in Bewegung sind, Gesell? Und wohin ziehen sie jetzt?“

„Sie ziehen auf die Haraldsburg, da haust Prinz Hinkefuß seit seiner Rückkehr von Ripen und heckt Teufeleien aus mit Laward's Bruder Harald, der es nimmer vergessen kann, daß er mit seinem Bruder Erich hat theilen müssen, was er für sich allein

behalten wollte. Es soll eine Lustbarkeit da oben geben, und der König selbst will eine Zeitlang seine Kurzweil dort haben. Aber ich denke, es wird wohl etwas Anderes hinter der Kurzweil stecken, und ehe wir es uns versehen..."

„Schweig, Geselle, schweig! Schließe Dein ungewaschenes Maul, denn sonst kriegen wir von den gestrengen Herren Dinge zu hören, wovon diese selbst nichts wissen. Was geht es uns an, wie sie denken und thun? Laßt sie es mit sich allein ausmachen, wir haben unsere Plackerei für uns. Geh' stracks nach Hause, Gesell, und lege Dich aufs Ohr, damit Du morgen nicht zu spät und zu unlustig in die Werkstatt kommst."

„Hm!" brummte der Geselle im Weiterschreiten vor sich hin. „Das schaut in den Tag hinein und ist doch blind wie 'n Maulwurf. Ich aber weiß, wie's kommt, und sobald meine Prophezeihung eintrifft, werfe ich das Stemmeisen und den Hammer weg und greife zum Schwerdt. Laward's Purpurmantel gefällt mir auch besser, als des Heinrich's Schaffell. Sie haben ihn tüchtig ausgelacht, absonderlich als sie hörten, sein häßliches Weib sei ihm mit einem schmucken Junkherrn durchgegangen und lebe lustig

in Aalborg. Das hat auch der Knud Laward im Sinn gehabt und darum will der Hinkefuß diesen ritterlichen Herrn umbringen. Nun, wir sind auch noch da und es hat damit nicht noth."

Die Haraldsburg war voll Gäste. Da ging's an ein Bankettiren und es wurde fröhlich gelebt vom hellen Mittag bis in die sinkende Nacht. Und ob auch die Brüder vom Horn und vom Becher beim Anbruch des Tages mit schweren Köpfen den Banketsaal verließen, stellten sie sich doch nach wenig Stunden wieder ein und fingen da an, wo sie vorhin aufhörten. Und Alle schienen keinen andern Zweck zu haben, als zu erfahren, welcher unter ihnen der beste Trinker sei.

Aber das schien nur so, denn wo Zwei oder Drei vereinzelt beisammen standen, machten sie gar ernste Gesichter und flüsterten so geheimnißvoll, daß der Nächststehende nur ein undeutliches Gemurmel vernahm. Und zwischen all den kampflustigen und kampffertigen Herren hindurch schlüpfte die Gestalt des Paters Timotheo, das demüthige Lächeln auf den Lippen, den Schalk im Auge, und wußte nicht genug

Rühmens, wie gnädig der Herr Erzbischof den Fürsten und Herren gesonnen sei, die so muthvoll die Rechte Dänemarks und des Königs vertreten hätten und noch vertreten wollten gegen rebellische Unterthanen, die sich, vom blinden Glücke verblendet, zu überheben trachteten. Aber der Herr werde sie finden und züchtigen.

Da schmetterten Trompeten, Pauken wirbelten und die schloßgesessenen Ritter und Herren brachen in lauten Jubel aus, denn unter dem Vortritt des Erzbischofs Adger trat König Nils in den Prunksaal, das Auge bald links, bald rechts werfend, als könne er es nie ruhig auf einen Fleck heften. Und als der erste Jubel des Empfanges vorüber war, verneigten sich Alle tief vor dem gewählten Herrscher des mächtigen Inselreiches; der Burgherr aber erschien mit einem gefüllten Pokal, beugte ein Knie vor dem König und bot ihm den Trunk zum Willkomm dar.

König Nils hatte bisher noch kein Wort gesprochen, sondern nur stumm seine Vasallen angeschaut. Als ihm der Pokal dargeboten ward, flog ein leichtes Zittern über seinen Körper, und er war unschlüssig, was er thun sollte, so daß dem Burgherrn ob dieser Zögerung schier das Blut zu Kopfe stieg. Da ergriff

der Erzbischof den Pokal, dankte dem Prinzen und kredenzte dem Könige den Trunk mit einem frommen Segensspruch, der war so beweglich, daß alle Herren die Augen niederschlugen, König Nils aber den Pokal hastig ergriff, ihn mit einem Zuge leerte und dann sagte:

„Diesen Becher geben Wir Euch nicht zurück, sondern wollen ihn einlösen gegen einen zehnfach werthvolleren. Er soll täglich auf Unserer Tafel stehen und so oft Wir ihn leeren, wollen Wir daran denken, daß dem Könige nur treue Herzen in Dänemark schlagen.“

Da brach der Jubel von Neuem aus und König Nils sprach nun mit seinen treuen Vasallen der Reihe nach; es schien ihm nicht in den Sinn zu kommen, daß der Dolch eines Meuchlers ihm hinterrücks in das Genick fahren könne. Wer aber bis in sein innerstes Herz hätte schauen mögen, der würde sich entsetzt und ihn um seiner Angst willen bemitleidet haben.

Während der König in solcher Weise von Hand zu Hand ging, hatte Pater Timotheo sich auf einen Wink des Erzbischofs Diesem genähert und war mit ihm an ein Erkerfenster getreten.

„Was gebietet mir mein hochwürdigster Herr...?“

begann der Pater unterwürfig, aber Adger unterbrach ihn hastig:

„Laßt den Firlefanz und sagt gerade heraus, wie es hier steht?"

„Vortrefflich. Jedes ist vorbereitet und ehe wir es uns versehen, steht Alles in Flammen. Knud Laward ist schon todt."

„Ich will hoffen, Ihr prophezeit dießmal besser, als vor einiger Zeit; damals habt Ihr Euren unreifen Schwärmer dumm genug geleitet. Wenn Ihr Euer Geschäft nicht besser versteht, bleibt ganz davon; Ihr bringt es nur in Mißachtung."

„Eure Unzufriedenheit beugt mich tief. Ich betheuere Eurer Erzbischöflichen Gnaden..."

„Ich will keine Betheuerungen, ich will Thaten. Wenn bis zum nächsten Neumond Knud Laward noch athmet, geht Ihr ins Exil, und ich will dafür sorgen, daß es kein sonderlich beneidenswerthes sein soll. Für den anderen Fall wißt Ihr, daß Euch eine ehrenvolle Sendung nach Rom bevorsteht. Geht nun Eurer Wege und habt Acht auf Euch, denn es sind bereits einige mißtrauische Blicke auf uns gerichtet."

Während dieses Zwiegesprächs hatte Prinz Erich seinen Bruder Harald auf die Seite gezogen und

angelegentlich zu ihm gesprochen. Harald unterbrach ihn:

„Bleibe mir mit Deinen Albernheiten vom Leibe. Hier geschieht nichts Unrechtes. Ich bin dieser Thorheiten müde, die Du jeden Tag vorbringst, und verbiete Dir, ferner daran zu denken, oder ich weise Dich aus der Haraldsburg."

„Du wirst nicht die Furcht in mir ersticken, die ich um unseres Bruders Knud willen empfinde."

„Mit Deinem Bruder Knud. Er ist ja König und Herzog, ist eines Kaisers Freund, und überall ein großer, mächtiger Mann, sobald es ihm beliebt. Was für Grund hat er, uns zu fürchten? Wir sind nichts als schwache Rohrstäbe in seiner eisernen Hand."

„Dieser Spott ist schrecklich, Bruder Harald. Denke an die Bande des Blutes, wenn Dich das Band der Liebe nicht an ihn fesselt, denke an seinen hohen, ritterlichen Sinn ..."

„Ho! ho! Nicht weiter, mein schmuckes Herrlein! Du hast freilich Ursache, vollauf mit ihm zufrieden zu sein, ihm zu schmeicheln, um ihn herum zu scherwenzeln und ihm den Staub von den Füßen zu lecken wie ein Hund, denn er hat Dich groß und herrlich gemacht auf meine Kosten. Tod und Verdammniß, wenn ich ihm das vergesse!"

„Das genügt mir, Deinen starren Sinn zu erkennen!" rief Prinz Erich. „Ich durchschaue nun Alles, was hier in der Stille gebrütet wird. Hätte es gleich als ausgemacht nehmen sollen, aber vergebe mir es Gott, ich war zu ehrlichen Gemüthes, um an eine solche Niederträchtigkeit zu glauben. Armer Bruder Knud, wie darfst Du hoffen, auf der betretenen Bahn ungehindert fortzuschreiten, wenn Dein eigener Bruder Dir Fallen legt! Schäme Dich, Harald; Du bist ein unwürdiger Sohn Erich Eiegod's, und wenn ich Dir jetzt den Rücken drehe, so ist es für immer!"

„Halt!" rief Harald dem Bruder zu. „Du wirst es nicht wagen, jetzt Deinen Fuß außerhalb des Burgbannes zu setzen."

„Ich werde es. Nicht bei Dir, an der Seite Knud Laward's ist mein Platz."

„Ist er's?" entgegnete Harald mit einem tückischen Lächeln. „Nun so weiß ich mindestens, wie man mit Dir daran ist. Ei, mein holdseliges Brüderlein, hast Du so große Lust, Dein Schwerdt zu ziehen, so will ich Dir eine Gelegenheit nachweisen, wo Du dieß Verlangen befriedigen kannst, ohne Dir besonderen Schaden zu thun. Gehab Dich wohl, Muttersöhnlein, beichte dem herzlieben Heidenkönig

Alles genau und empfiehl Dich ihm mit christlicher Demuth."

Erich ging, ohne auf diesen Spott des Bruders etwas zu erwiedern. Harald, der vorhin eifrig mit seinem Marschalk gesprochen hatte, gab Diesem jetzt einen Wink und wandte sich lachend zu einer Gruppe von Edlen, die sich über den Prinzen Heinrich Hinkefuß lustig machten, dessen Weib mit einem deutschen Junkherrn davongelaufen war. Dieser Junkherr war mit Knud Laward nach Seeland gekommen, und Prinz Heinrich glaubte nicht anders, als diese Schmach sei ihm auf Anstiften des Herzogs von Schleswig angethan worden. Darum wüthete er gegen diesen ohne Rückhalt und schwur, nicht zu ruhen, bis er diese Schmach in dem Blute Laward's abgewaschen habe. Das Alles ergötzte Harald über die Maßen und in seiner Freude befahl er dem zurückgekehrten Marschalk, das Fest mit verdoppeltem Glanze neu zu beginnen.

Während dessen war sein Bruder im Schloßhofe angelangt und rief nach seinem Leibdiener. An dessen Statt aber erschienen sechs kräftige Trabanten, die fielen unversehens über den jungen Prinzen her, rissen ihn zu Boden und trugen ihn in ein Gewölbe, welches sich unter dem äußersten Thurm der Harald-

burg befand. Kaum hatte man den Prinzen in diesen Kerker gestoßen, so scholl ein lautes Gelächter hinter ihm her und die Riegel flogen klirrend vor.

Im Banketsaal ward es immer lärmender; der feurige Wein und der starke Meth thaten ihre Wirkung, und sah man irgendwo zwei Männer im ruhigen Gespräch nebeneinander stehen, so schien es eine Seltenheit; denn fast Alle waren des Weines voll. In Wahrheit aber befanden sich im Saal verstreut mehrere Ritter, die hielten sich überaus gesetzt und nüchtern, obgleich sie oft zum Scheine laut aufschrieen und lärmten, und die großen Methhörner ansetzten, die sie mit einem Zuge zu leeren schienen. Und wurde ihnen das sehr leicht, denn es war kein Tropfen darin. Das aber waren die Gefährlichsten.

Einer von diesen schlüpfte leicht und gewandt durch eine vielfach belebte Trinkergruppe und stand bald darauf dem Prinzen Magnus zur Seite, der sich mit ihm in eine Fenstervertiefung zurückzog, wo sie lange und eifrig miteinander sprachen.

„Ich sehe die Nothwendigkeit ein, königlicher Herr, und werde treu zu Euch halten; darauf mögt Ihr Euch verlassen," sprach der Ritter. „Wer es auch immer sei, der Euch die schwedische Königskrone

abstreiten wollte, es soll ihm das Gelüste darnach vertrieben werden."

„Dank Euch, mein tapferer Ritter," entgegnete geschmeidig der Prinz. „Aber es ist weniger die Furcht, das zu verlieren, was ich schon errungen, als das nicht zu erhalten, was mir in Dänemark gebührt. Oder gebührt mir etwa nach dem Tode meines Vaters nicht die Krone von Dänemark?"

„Wenn die Krone von Dänemark nur dem Edelsten und Würdigsten zu Theil werden darf, so gebührt sie Niemanden als Eurer Gnaden, der von ihr nicht Glanz empfangen, sondern ihr Glanz verleihen wird."

„Ihr seid sehr höflich, Olaf Uhleskiold. Aber hier ist es nicht mit Worten abgethan; wir verlangen Thaten."

„Sie werden vollbracht, Euer Gnaden. Was Eure Euch ergebenen Freunde thun können, die Krone Dänemarks von Nils auf Magnus zu vererben, das wird geschehen. Aber der Partheien sind so viele, das leicht bewegliche Volk gibt jeder Einflüsterung Gehör und Dänemark ist nun doch einmal ein Wahlreich."

„Wahlreich! Wahlreich! Verdammt ist dieser plumpe, sinnlose Pöbelhaufen."

„Und doch ist dieser Pöbelhaufen eine kostbare

Schutzmauer, aber nur für den, der ihn sich zum Freunde hält. Euer Gnaden würden wohl thun, ihn nicht zu erzürnen, bis der Zweck erreicht ist; denn er ist ein gefährlicher Feind Desjenigen, der ihn mit Füßen tritt."

„Ich weiß, mein kluger Rathgeber, und bin bemüht gewesen, diesem Vorschlage nachzukommen, ehe er noch über Eure Lippen trat, was indessen Eurer Klugheit in meinen Augen keinen Abbruch thut. Auch ist es nicht diese kopflose Mehrheit, die mich besorgt macht, sondern der neue Wendenkönig, der mit unverhehlter Habgier seine Hand nach der Dänenkrone ausstreckt. Dieser Knud Laward, Däne von Geburt und Deutscher dem Herzen nach, würde bald ein anderes Regiment hier einführen, den Adel vernichten, seine Rechte den Bauern überweisen und Dänemark unter das Joch einer Fremdherrschaft zwingen, die es nimmer zu ertragen vermöchte."

„Wenn der Herzog von Schleswig das einzige Hinderniß zur Erreichung von Eurer Gnaden Wünschen ist, so darf Euer Gnaden getrosten Muthes sein; denn er wird Euch nicht sonderlich in den Weg treten."

„Wie meint Ihr das, mein edler Herr?" fragte der Prinz lauernd.

„Sie sind Alle gewonnen! Alle!“

„Ist es wahrhaftig so? Habt Ihr die letzten Hindernisse beseitigt?“

„Es ist!“ entgegnete der Ritter und trat mit einer Verneigung zurück.

Trompeten schmetterten durch den Saal. Gejauchz und Becherklang schallte betäubend durch die Halle.

Ein Page des Königs nahte sich dem Prinzen Magnus:

„Des Königs Majestät wollen das Banket verlassen und sich von Eurer Gnaden beurlauben.“

„Ich werde Seiner Majestät schuldigst aufwarten. Lebt wohl für jetzt, Olaf Uhleskiold. Wir sehen uns wieder, wenn ich meines Herrn Vaters Majestät das Geleite gegeben. Es macht mich stolz, daß Dänemark sich freiwillig unter schwedischen Schutz stellt.“

Olaf Uhleskiold begleitete den Prinzen bis an den Ausgang und flüsterte ihm zu:

„Diese Herrschaft Schwedens über Dänemark ist Euch Bürgschaft für eine glorreiche Zukunft.“

Ein gnädiger Blick des Prinzen Magnus belohnte diese Schmeichelei.

Die Theilnehmer des Bankets hatten die Haraldsburg verlassen und nur diejenigen Edelleute waren zurückgeblieben, welche an der Schwelgerei des Mahles und des Zechens bloß scheinbar Antheil genommen hatten. Auf einen Wink des Prinzen Magnus verließen sie jetzt die Trinkhalle und betraten ein Gemach, weit genug, um eine zahlreiche Gesellschaft aufzunehmen. In demselben war weder ein Sessel, noch eine Bank, oder ein Schemel zu finden, und das Licht fiel sparsam durch ein schmales Bogenfenster in dasselbe hinein.

Prinz Magnus trat in die Mitte des Gemaches und schaarte die Gefährten um sich:

„So ist nun unser Werk zur Reife gediehen. Der Einzige, der ihm widerstrebte, war Prinz Erich. Dafür sitzt er in dem untersten Gewölbe des Haraldthurmes und soll nicht wieder das Sonnenlicht erblicken, bis Alles vorüber ist. Dann mag er ziehen, wohin es ihm beliebt.“

„Bewilligt ihm ein Schiff, damit er die Kunde von dem, was auf Seeland geschah, an den Hof des Kaisers trage, und dieser um den heimgegangenen Bundesgenossen Trauer anlegen kann!“ rief Prinz Harald lachend.

Alles blieb still. Die Verschwornen wollten sämmt-

lich den Tod Knud Laward's, aber der rohe Scherz des leiblichen Bruders verletzte sie.

„Euer Edlen sind sehr empfindsamen Gemüthes!" entgegnete dieser mit aufgeworfenen Lippen.

Prinz Magnus unterdrückte den aufkeimenden Streit:

„Wohin denkt Ihr, ein leicht hingesprochenes Scherzwort so finster grollend aufzunehmen? Schreiten wir ohne Weiteres ans Werk. Alle, die hier versammelt sind, wollen den König der Wenden, Knud Laward, nicht zum Könige von Dänemark?"

„So ist es. Der deutsche Mann, der der Sitte unserer Altvordern spottet, soll nimmer unter dem Schutze des Danebrog uns beherrschen!" sprach der Aelteste der Verschwornen.

„Er soll nicht!" sprachen Alle ihm nach.

„Aber er wird es!" rief Prinz Heinrich Hinkefuß, „denn er ist mächtig und reich genug, seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen."

„Und mit List!" fügte Prinz Magnus hinzu. „Das bedenkt, werthe Herren, und laßt uns darnach unsere Maßregeln nehmen."

Ein ernster Greis trat vor:

„Prinz Magnus hat Recht. Knud Laward wird nichts unterlassen, sich zum Könige von Dänemark

aufzuschwingen, und er wird es durchsetzen, den Purpur um seine Schultern zu schlagen, und den Fuß auf unseren Nacken zu setzen."

„Dieß zu verhindern, gibt es nur ein Mittel, aber ein sicheres," sprach Prinz Magnus.

„Und dieß Mittel wäre?" fragte Prinz Harald hastig.

„Knud Laward's Tod. Der Herzog von Schleswig muß sterben."

„Er muß sterben!" sprach Harald dumpf vor sich hin.

Ein Gemurmel des Beifalls flog durch das Gemach.

„Ist das Euer Aller Ansicht? Sprecht es offen und deutlich aus als unerschrockene dänische Männer."

„Es ist unsere Ansicht!" riefen Alle.

„Mit Vergunst!" rief Einer der Verschwornen, aus dem Kreise tretend. „Das ist wider die Abrede. Von Mord ist nie die Rede gewesen. Zu einem Meuchelmorde bewaffne ich meine Hand nimmermehr."

„Wer spricht da?" rief Prinz Magnus hochfahrend, und Harald legte die Hand ans Schwerdt.

„Ich! Ole Hagen, dänischer Edelmann. Ein Verwandter des Herzogs von Schleswig und dennoch sein Feind, der keine fremde Tyrannei auf Seeland dulden will. Aber meuchlings will ich ihn nicht tödten."

„Verrätherei!" riefen die Prinzen.

„Hier ist kein Verräther, wenn Ihr es nicht selbst seid!" entgegnete Ole Hagen unerschrocken. „Ich durchschaue Euch, und sage, das ist nicht der Weg, unseren Zweck zu erreichen; es ist nur das Mittel, das Volk gegen uns aufzubringen und einen endlosen Krieg heraufzubeschwören. Ich stimme gegen den Tod."

„Eure Stimme ist nur Eine! Eine gegen Viele!"

„Gegen Alle!"

„Das hoffe ich nicht! Ich bin vielmehr der Ueberzeugung, daß sich Männer hier befinden, die so edles Blut nicht vergießen wollen. In ihrem Namen, edle Herren, protestire ich mit Genehm."

Lautes Geschrei erhob sich von allen Seiten; Einer überbot den Andern; man konnte Keinen verstehen. In diesem allgemeinen Wirrwarr gelang es endlich dem Prinzen Magnus, der beschwichtigend von Einem zum Andern ging, sich Gehör zu verschaffen und es dahin zu bringen, daß man darüber abstimme, ob der Herzog als ein Opfer der beleidigten Ehre Dänemarks sterben solle, oder nicht.

„Wer für den Tod stimmt, erhebe seine Hand!" rief der Prinz, und nur eine Hand streckte sich nicht empor; es war die Hand Ole Hagen's.

Prinz Magnus lachte ihn höhnisch an.

„Das habe ich nimmer erwartet!“ sprach Ole Hagen niedergeschlagen. „Weh' Euch, daß Ihr zu einem so blutigen Werke Euch verleiten laßt; es wird endloser Jammer für Euch daraus entspringen. Ich aber habe von dieser Stunde an keinen Theil mehr an Euch.“

„Und Ihr glaubt, man wird Euch ungehindert ziehen lassen?“ schrie Prinz Magnus.

„Thut, was Ihr verantworten könnt. Zieht Euren Dolch und tödtet mich zuerst; ich will's Euch danken. Aber hört mich, Ihr Männer! Hört mich noch einmal, Ihr, die Ihr bis diese Stunde meine Freunde und Waffenbrüder wart. Ich kann Euer Werk nicht theilen, denn es widerstrebt meiner Ueberzeugung. Aber bis hierher bin ich mit Euch gegangen, und darum werde ich weder irgend etwas verrathen von Eurem Beginnen, noch demselben, offen oder heimlich, entgegentreten. Von jetzt ab ist Euer Vorhaben aus meinem Gedächtnisse gelöscht. Darauf gebe ich Euch mein ritterliches Wort, und Ihr kennt mich genug, um zu wissen, daß ich es halten werde. Ich verlasse Euch, ich schreite aus der Burg, ohne mich umzusehen, es erwartend, welches dänischen Edelmannes Schwerdt mich hinterrücks niederstoßen werde.“

Ole Hagen ging. Prinz Harald wollte ihm nachstürzen; mehrere Ritter hielten ihn auf.

Es dauerte eine geraume Weile, bis die Aufregung gestillt war. Prinz Magnus versuchte die Genossen zu beschwichtigen, und langsam kehrte besonnene Ruhe in den Kreis der Verschwornen zurück.

Heinrich Hinkefuß machte sich zuerst vernehmlich:

„Schwört mir, daß Ihr das treulich angelobte Werk vollbringen und den gemeinsamen Feind mit Schwerdt oder Dolch aus dem Wege räumen wollt.“

„Wir schwören!“

„Noch einen Augenblick. Wenn einst vor dem königlichen Thing die That dieser Stunde zur Sprache käme und wir die alte Formel beschwören müßten, daß wir weder sitzend, noch stehend daran Theil genommen hätten, müssen wir dieß mit gutem Gewissen thun können. Daß hier Niemand sitzen kann, dafür habe ich gesorgt, aber auch stehend dürft Ihr den Eid nicht schwören, wollt Ihr Euch nicht in den Schlingen des Thinggerichts fangen. Darum lagert Euch am Boden und schwört liegend, daß Ihr der Sache unseres Vaterlandes treu und gewärtig sein wollt.“

Die Verschwornen warfen sich nieder und schwuren, am Boden ausgestreckt, den blutigen Eid, der Dänemarks edelsten Mann und treuesten Freund verderben sollte.

5. Der Mord.

Eine Aufregung war gewesen in ganz Dänemark von den Mauern des königlichen Schlosses zu Roskilde, bis zu dem kleinsten Gehöft der unbedeutendsten Insel dieses von dem Meer umrauschten Eilandes. Der Herzog von Schleswig, dessen ihm vom Kaiser verliehene Königswürde man nimmer gelten lassen wollte, war hart verklagt worden, daß er sich ungebührlicher Rechte angemaßt habe und seine Frevel noch weiter ausdehnen wolle, um das Bestehende zu stürzen und sich selbst die Krone dieses Landes auf das Haupt zu setzen. Und hätte die Krone erst auf diesem Haupte gesessen, es würde sie Keiner wieder heruntergerissen haben.

Ein allgemeines Landes=Thing ward ausgeschrieben, und alle Großen des Landes waren zur feierlichen Sitzung versammelt. König Nils und Erzbischof Adger befanden sich als oberste Richter gegenwärtig und hörten die hundertfältigen, zum Theil von ihnen selbst angestifteten Klagen an, die gegen den Herzog von Schleswig laut wurden, und alle dahin gingen, daß er sich zum Könige von Dänemark wählen lassen, überall deutsche Sitte und deutsches

Gesetz einführen und zuletzt alles Land dem Kaiser überantworten wolle.

Nun erschien der Herzog und wies mit offnem Freimuth die Beschuldigungen zurück, die man gegen ihn erhob, und that mit hinreißender Beredsamkeit seine Unschuld dar, behauptend, daß er Dänemarks wahrhafter Freund sei und dieß allezeit durch Worte und Werke bewiesen habe.

Das Volk nahm an diesen Verhandlungen den lebendigsten Antheil. Es folgte dem Gange derselben mit der größten Aufmerksamkeit; es schwankte, so wie sich die Wage zu Gunsten der einen oder der andern Parthei neigte, aber endlich trugen die ungeschminkten Betheuerungen, die klaren Beweise des Herzogs von Schleswig den Sieg davon; immer kleiner ward die Parthei des Königs Nils, immer Mehrere gingen zu den Freunden des gefeierten Knud Laward über, man ließ seine Ankläger kaum noch zu Ende sprechen, unterbrach sie mit wildem Geschrei; rief zuletzt mit maßlosem Jubel dem Herzoge ein nicht endendes Lebehoch, zertrümmerte die Schranke, zwang ihn mit ungestümer Hast, sein Pferd zu besteigen, und führte ihn mit wachsendem Jubel durch die Straßen von Roskilde.

Wie bei dem Volke, so stellte sich auch bei dem

Adel des Landes die Ueberzeugung fest, daß die gegen den Herzog von Schleswig erhobenen Beschuldigungen nichtig wären und man nicht im Geringsten mehr darauf achten müsse. Ja, Einige warfen ihren Handschuh auf offnem Markte hin und forderten Jeden zum Kampf auf Leben und Tod, der die Unschuld des Herzogs bezweifle.

Als der König und der Erzbischof diese Wendung der Dinge erkannten, wichen sie der Nothwendigkeit und gaben ihre Sache verloren. König Nils, so wie die Prinzen Magnus, Heinrich und Harald, zogen sich mürrisch zurück; der Erzbischof aber erklärte den bewährten Freunden des schleswiger Herzogs, es sei dem Könige nie in den Sinn gekommen, an die erhobene Anklage zu glauben, und er habe sie nur vor dem öffentlichen Thing zugelassen, um desto sicherer ihre Nichtigkeit vor allem Volke darzuthun. König Nils wünsche nichts sehnlicher, als mit seinem vielgeliebten Vetter, dem Könige der Wenden, in treunachbarlicher Freundschaft zu leben, und er bäte deßhalb die Freunde Knud Laward's, sich mit ihm, dem Erzbischofe, zu vereinigen, um den Vergleich abzuschließen, der als ein stets dauernder Freundschafts-Vertrag zwischen den beiden Fürsten gelten solle.

Dem geschah also, und Alle waren in bester Eintracht versammelt.

Die Prinzen machten gute Miene zum bösen Spiel. Harald, der sich nicht zu verstellen und den Haß, den er gegen seinen Bruder hegte, nicht zu unterdrücken vermochte, schloß sich in seine Burg ein und wartete grollend die Zeit ab, die seinen Entwürfen dienen könnte. Heinrich Hinkefuß lag lauernd im Hinterhalte und spähte nach einer Gelegenheit, wie er dem Feinde, dem er zu begegnen fürchtete, von hinten her einen empfindlichen Stoß beibringen möchte; Prinz Magnus aber, schlauer als alle Uebrigen, that, als ob nichts vorgefallen sei, bot dem Herzoge die Hand, bat, daß alles Geschehene vergeben und vergessen sein möchte, und bot ihm für die Zukunft treue Freundschaft und brüderliche Gesinnung. Das war die rechte Schlinge, um ein so argloses Gemüth darin zu fangen. Knud Laward schlug freudig ein, betheuerte, die angebotene Freundschaft unverletzlich bewahren zu wollen, und es schien, als ob der König von Schweden und der König der Wenden es schier vergessen hätten, daß sie Beide um die dänische Königswürde buhlten.

Als ein Sieger war Knud Laward in seine Heimath zurückgezogen. Der Zustand der Dinge blieb

derselbe. Zwischen Schleswig und Seeland flogen Boten hin und her, welche Freundschafts-Versicherungen von einem Fürsten zum andern trugen. Aber Alle waren falsch, die des Herzogs von Schleswig ausgenommen, der nichts Arges dachte und kein Wort sprach, das er nicht gerade so meinte, wie es gesagt ward.

Der November kleidete den Himmel in düsteres Grau; Regen und Schnee flossen aus den tief herabhängenden Wolkenschichten, kalte Westwinde peitschten die erregte See. Die Botschaften zwischen den Fürsten wurden seltener und schon war eine geraume Zeit verflossen, seitdem Knud Laward eine Kunde von Seeland empfangen hatte, als ein stattlicher Ritter zu ihm in das Gemach stürzte.

„Bruder Erich!“ rief staunend der Herzog.

„Ich bin's!“ entgegnete dieser, sich erschöpft in einen Sessel werfend. „Einer schmählichen Gefangenschaft bin ich endlich durch List entronnen.“

„Gefangen Du? Wann und wo?“

„Seit Deiner letzten Anwesenheit zu Roskilde. Sie haben sich gegen Dich verschworen, Alle! Magnus, Heinrich und — daß ich es sagen muß! unser Bruder Harald. Ich kam diesem Bubenstücke auf

die Spur, und damit ich nichts davon verrathen sollte, warf man mich in das Gefängniß. Durch zahllose Bitten und Versprechungen ist es mir gelungen, meinen Kerkermeister zu gewinnen, und ich flog hierher, Dich zu warnen."

„Du siehst Gespenster, Bruder!" sprach heiter Knud Laward. „Ich weiß wohl, daß Prinz Magnus früher feindlich gegen mich gesinnt war, aber das ist vorüber. Er hat es mir freiwillig eingestanden und mich um meine Freundschaft gebeten. Ein Vertrag ist zwischen uns aufgerichtet und so fest verbrieft, als hätten wir das Sacrament darauf genommen. Geschworen ist geschworen. Gib Dich zufrieden, Bruder Erich! Vermuthungen sind keine Beweise."

Vergebens suchte Erich seinen Bruder von der Treulosigkeit der dänischen Prinzen zu überzeugen; sein Eifer scheiterte an der beharrlichen Redlichkeit des Herzoges, und mißmuthig schwieg er endlich, da es ihm nicht gelingen wollte, das Vertrauen Knud Laward's zu erschüttern.

Da erschien ein vertrauter Diener des Prinzen Magnus und lud den Herzog nach Roskilde, um daselbst mit der ganzen Gesippe das Weihnachtsfest in Frieden und Freundschaft zu begehen, und zugleich noch einige wichtige Punkte des Familien-Vertrages

genauer zu besprechen und festzustellen. Auch Prinz Erich ward dazu eingeladen. Ein unglückliches Mißverständniß habe zu dessen Gefangennehmung Anlaß gegeben; als man dieses erkannt und ihn habe in Freiheit setzen wollen, sei er schon entflohen. Die reichste Genugthuung warte seiner.

„Da siehst Du es nun, Bruder!“ sprach Knud Laward freundlich. „Sie sehen ihr Unrecht ein und werden es gut machen; sie sollen es, wenn ihnen meine Freundschaft etwas gilt. Darum laß uns getrost mitsammen nach Seeland hinüberschiffen.“

Prinz Erich blieb noch lange unschlüssig, aber endlich machte des Bruders Zuversicht ihn wankend, sie eilten mitsammen an Bord und bald ankerten ihre Schiffe im Isefiord.

Wer hatte jemals seit den Tagen König Hroar's in Roskilde so fröhliche Feste gesehen, als jetzt? Viele Tage währten diese tosenden Jagden unter den schneebedeckten Buchen und die schwelgerischen Bankette in den Hallen des königlichen Schlosses. König Nils erschien nur selten im Walde und im Banketsaal, aber wenn er kam, war er herablassend und freundlich gegen Jedermann, zeigte keine Spur von

Mißtrauen und das Vergangene schien bis auf die Erinnerung vergessen. Der Erzbischof befand sich stets in der Nähe des Königs, aber milde und freundlich waren seine Worte, und jede frühere Bitterkeit gegen die Prinzen und namentlich gegen den Herzog von Schleswig war verschwunden.

Die Prinzen verließen ihren fürstlichen Gast nie. Sie umgaben ihn mit allen Vergnügungen, veranstalteten am Weihnachts heiligen Abend ein deutsches Fest, wobei sie, nebst ihrem Gefolge, in Gewändern nach sächsischem Schnitt erschienen, und gingen so herzlich und brüderlich mit ihm um, daß selbst Prinz Erich jeden Verdacht fahren ließ und sich den Freuden des Bechers und der Jagd, denen er vorzüglich hold war, ohne Rückhalt hingab.

Unterdessen war die Stunde erschienen, die über Knud Laward und mit ihm zugleich über das Schicksal Dänemarks entscheiden sollte.

Eine allgemeine Jagd hatte schon mit dem Anbruche des Tages begonnen. Gegen Mittag warf sich Knud Laward, fast erschöpft, auf den Boden und forderte einen Becher Wein.

Bald darauf näherte sich ihm ein Reiter, der die Farben des Prinzen Magnus trug, und grüßte ehrerbietig.

„Was gibt's, Herr?"

„Euer Gnaden verzeihen mir; aber ein Auftrag meines gnädigsten Herrn zwingt mich, Euch zu stören. Er befindet sich ungefähr eine Stunde von hier im Walde und läßt Euch mit geziemender Höflichkeit zu sich entbieten, da er Euch etwas von besonderer Wichtigkeit mitzutheilen habe."

„Das soll geschehen. Führt mein Roß vor! — Was ist's, das mein Bruder Magnus von mir will?"

„Kann es Eurer Gnaden nicht sagen, aber ich meine, es müsse etwas Gutes sein, denn Herr Magnus lächelte still vor sich hin, rieb sich fröhlich die Hände und sandte zugleich Boten an die übrigen Prinzen."

„Nun denn! Ich sitze im Sattel. — Reicht mir noch einen Becher Wein! — Wollt Ihr mir den Weg zeigen?"

„Euer Gnaden verzeihen, ich muß noch den Prinzen Erich aufsuchen. Aber dort harrt ein Bote, treu und zuverlässig, der Euer Gnaden den nächsten Weg führen wird."

Der Ritter deutete auf einen, mit einem Jagdspieß bewaffneten Mann, der in geringer Entfernung von ihnen hielt.

„So komm!“ rief Knud Laward, sein Roß anspornend. „Wohinaus geht der Weg? — Dorthin? — Laßt sehen, wer von uns Beiden den schnellsten Renner hat.“

Und dahin sprengte der Herzog auf die vom Frost gehärtete Schneebahn.

Fast eine Stunde hatte der Ritt gedauert. Die Pferde begannen allmählich langsamer zu gehen. Der Wegweiser hatte oft sein Auge voll Mitleid auf den ritterlichen Herzog gerichtet. Er gehörte mit zu den Verschwornen und hatte den Eid geleistet, ihn zu ermorden. Wie er aber jetzt den tapfern Herrn seinem Untergange so fröhlich und sorgenlos entgegenreiten sah, überkam ihn ein seltsames Mitleid und er sann nach, wie er den Todesstreich verhindern oder doch dem Fürsten ein Warnungszeichen geben möchte, ohne seinen Eid zu verletzen. Darüber begann sein Pferd allgemach langsamer zu gehen, und er war bald ein beträchtliches Stück hinter dem Herzoge zurückgeblieben.

„Nun, Freund, wo bleibt Ihr?“ rief der Herzog, sich im Sattel umwendend. „Ich denke, wir haben bald den Platz erreicht, wo Herr Magnus mit den übrigen Prinzen wartet. Was treibt Ihr für Possen?“

Der Bote war abgestiegen und besah kopfschüttelnd die Vorderhufe seines Pferdes.

„Verzeiht, Euer Gnaden, aber ich fürchte, mein alter Gaul hat sich verstaucht, oder es ist ihm sonst etwas begegnet. Muß es nur gemach hinter mir herziehen, und Ihr müßt Eure Ungeduld etwas zügeln, denn gerade hier kommen einige Krümmungen des Weges, die Ihr nimmer findet, wenn ich sie Euch auch noch so genau beschreibe."

Er warf den Zügel über den Arm und ging langsam weiter. Der Herzog ritt ihm zur Seite, kopfschüttelnd das Pferd des Boten betrachtend, dem nicht das Geringste zu fehlen schien.

„Hollah, Mann! Ich denke, Euer Pferd lahmt in der Einbildung. Versucht es und steigt wieder auf. Oder besser, gebt es mir; ich verstehe es, einer stetischen Bestie die Steifheit aus den Hufen zu bringen."

Der Mann entgegnete nichts, aber er ging noch langsamer vorwärts und begann nach einer Pause mit dumpfer Stimme zu singen:

Tief hinein in den Wald,
Wo kein Jägerhorn schallt,
Wo kein Rüde mehr bellt,
Sind die Netze gestellt.

„Du singst auch, Mann? Dann thue mir den Gefallen und wähle eine lustigere Melodie, denn bei dem Singsang da bekommt man melancholische Gedanken.“

Jener fuhr fort:

Ins Netz nicht gerathe, Herr Ritter fein,
Das Schwerdt ist scharf, der Pfeil ist spitz;
Die Grube tief ist ein kalter Sitz;
Bewahre, bewahre die Freiheit Dein.

„Das ist ein noch trostloserer Singsang! Höre, Freund, der Botenlohn wird kärglich ausfallen, und ich werde Dich obenein bei Deinem Herrn verklagen, daß Du mir für einen halben Tag die gute Laune verdorben hast.“

Der Führer des Herzogs hatte sich wieder in den Sattel geschwungen, überholte Diesen, stellte sich ihm gerade in den Weg und sang mit dumpftönender Stimme:

Er steht auf der Grube und sieht sie nicht,
Sein Auge ist blind und schwelgt doch im Licht!
Du stolzer Reiter, weich' aus dem Stein,
Sonst stürzest du in die Grube hinein.

„Nun habe ich es satt mit allem Gesange und aller Melancholei!“ rief der Herzog unwirsch. „Was

kümmere ich mich um einen solchen Boten? Ich werde jetzt meinen Weg allein suchen. Aus dem Wege, Mann, oder ich reite Dich über."

Knud Laward setzte dem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es sich hoch aufbäumte, und sprengte über den knarrenden Schnee. Der Bote wich bestürzt zurück und murmelte vor sich hin:

„Ich habe gethan, was ich konnte, ohne meinen Eid zu brechen; er hat nicht hören wollen und muß nun jämmerlich sterben. Mich bekümmert's sehr, denn er ist ein tapferer, ritterlicher Herr, und es gibt Wenige seines Gleichen. Verdammt, daß ich mich von dem falschen Schwedenhunde beschwatzen ließ. Aber ich mag den Jammer nicht mit ansehen."

Und damit ritt er seitwärts in den Wald.

In der Mitte einer Lichtung lag ein vom Sturm entwurzelter Buchenstamm. Auf demselben saß Prinz Magnus in einen Mantel gehüllt und blickte ungeduldig einem schmalen Waldpfad entlang.

„Endlich!" sprach er vor sich hin und gleich nachher erschien auf der Lichtung Knud Laward, der von seinem dampfenden Pferde sprang, das ein Knappe

sofort wegführte, und ging dann, seinen Vetter Magnus zu begrüßen.

„Willkommen! Willkommen!“ rief Dieser, mit ausgebreiteten Armen seinem Vetter entgegeneilend. „Ihr habt lange auf Euch warten lassen.“

„Macht's mit dem träumerischen Boten aus, den Ihr mir gesendet. Der Kerl war melancholisch, sang Lieder über Lieder von Verrath und Untreue und ließ mich endlich ganz und gar im Walde stehen. Nun, ich habe den Weg gefunden ohne ihn. Um was handelt es sich, Vetter? Ihr seid bewegt, wie ich sehe? Habt Ihr irgend einen Kummer, so sprecht frei heraus. Hier steht ein Helfer!“

Prinz Magnus umarmte ihn.

Knud Laward trat befremdend zurück:

„Ein Harnisch an Eurem Leibe? Zu einer friedlichen Besprechung erscheint Ihr bewaffnet? Was bedeutet das?“

„Nicht der Rede werth. Ich will nachher einen Bauernhof überfallen, dessen Besitzer mich gehöhnt hat.“

„Hört, Vetter, das sind schlechte Sitten, die der Däne noch aus dem Heidenthum in das Christenthum mit hinübergeschleppt hat. Bleibt davon. Es ist für

einen königlichen Prinzen nicht ziemlich, am wenigsten jetzt zur heiligen Weihnachtszeit."

„Pah! Es ist nur ein Bauer und ein Bauer, der mich höhnte! Ich will ihn züchtigen."

Da vernahm man in dem nahen Buschwerk das Zusammenklirren von Waffen. Knud Laward sah den Prinzen fragend an:

„Was bedeutet das?"

Prinz Magnus erhob sich und rief mit starker Stimme:

„Wir wollen mit Euch über die Erbfolge unterhandeln."

Knud Laward streckte die Hand empor:

„Lange lebe der König! Aber das ist ein Gespräch, daß hier nicht gepflogen werden darf."

Da sprang Magnus herzu, faßte den Herzog, der sich dessen nicht versah, mit der Linken in das volle Lockenhaar und schwang mit der Rechten sein Schwerdt, das er unter den Mantel verborgen hatte.

„Verräther! heimtückischer Verräther!" rief schäumend vor Zorn der Herzog und griff nach dem Schwerdt. Aber ehe er es nur zur Hälfte gezogen hatte, spaltete Magnus ihm mit gewaltigem Hiebe den Schädel.

Als er Knud Laward stürzen sah, sprang Magnus

Bayerische Staatsbibliothek München

zurück; aber Jener raffte sich auf, und stieß die Worte aus:

„Blutige Saat! Blutige Frucht!“

Da brachen die Verschwornen aus dem Dickicht und bohrten ihre mörderischen Schwerdter in die Brust des Herzogs.

Knud Laward sank lautlos zu Boden.

Magnus richtete sich auf:

„An dieser Schreckensbotschaft endet König Nils. Ich bin König von Dänemark!“

„Blutige Saat! Blutige Frucht!“ waren die letzten Worte des tapferen, ritterlichen Knud Laward.

Er hatte wahr gesprochen. Ein langer und blutiger Krieg entspann sich auf dem dänischen Inselreiche, in welchem nicht nur Nils, Magnus, Heinrich und Harald fielen, sondern mit ihnen viele Söhne der edelsten Geschlechter unbarmherzig hingeopfert wurden.

Sie Alle fielen als Sühnopfer für den edlen schleswiger Herzog.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Smidt, Heinrich,

Schleswig-Holstein Romantische Skizzen und Sagen

Bd.: Dritter Band

Frankfurt a. M. 1847

P.o.germ. 1386 rq-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120304-1